

Februar 2/2016

---

## Aus dem Inhalt

---

Ralf Miggelbrink  
Fleischgeworden ... aus Maria der Jungfrau 33

---

Norbert Bauer  
Pastoralreferent(in) 35

---

Klaus Vellguth  
Die Perspektive der Armen 39

---

Barbara Ratayczak  
Lokale Kirchenentwicklung auf dem Land 45

---

Bernward Mezger  
Pastoral unter Ungetauften 51

---

Michael Meyer  
Mission - um Gottes Willen 56

---

Willi Oberheiden  
Wider die Vernunft 60

---

Literaturdienst: 62  
Jean Pierre Wils: Kunst. Religion.

---

## **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink Universität Duisburg-Essen, Lehrstuhl für Systematische Theologie, R12 T04 E11, 45141 Essen | PR Norbert Bauer, Blumenthalstraße 1, 50670 Köln | Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319, 52076 Aachen | GR Barbara Ratayczak, Luisenring 83, 52538 Gangelt | Msgr. Bernward Mezger, Kath. Militärfarramt HH II, Führungsakademie der Bundeswehr, Clausewitz-Kaserne, Manteufelstraße 20, 22587 Hamburg | Michael Meyer, missio - Intern. Kath. Missionswerk e.V., Goethestraße 43, 52064 Aachen | PR Willi Oberheiden, Sauerbenden 3, 53359 Rheinbach

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Ralf Miggelbrink

## Fleischgeworden ... aus Maria der Jungfrau

---

Die Apsiskuppel der Hagia Sophia in Istanbul ziert ein Mosaik, das die Gottesmutter als „*sedes sapientiae*“ zeigt, als Thron der menschengewordenen göttlichen Weisheit. Der dort den Touristen angebotene Erklärungstext verschweigt die für Muslime anstößige Glaubenswahrheit von der Geburt Gottes aus einer Frau. Stattdessen erläutert der Text das Mosaik als Sinnbild der Mütterlichkeit. Einen ähnlichen Blick auf Maria finde ich in einer theologischen Dissertation zum Thema der Scham. Der Autor, Werner Strodmeier, berichtet über den sehr persönlichen Hintergrund seiner Forschung: Eine psychische Krise erwies sich für ihn als nur dadurch überlebbar, dass er sich selbst seine eigene Schwäche und Bedürftigkeit eingestand. Heroischere Selbstbilder mussten in dieser Phase seines Lebens verabschiedet werden. Seit dieser Erfahrung kehre er in Kirchen immer wieder vor den Mariendarstellungen ein, um dort zu verweilen und des Lebensstromes allen Fleisches zu gedenken. Diese Meditation ermöglicht die Wahrnehmung alles beschämend Unvollkommenen und unberechenbar Widerständigen, das als Fleisch umfasst wird von der erlösenden göttlichen Annahme (*acceptatio*).

Drastisch bringt die Sprache des konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisses den Ursprung des Fleisches der Menschwerdung aus Maria mit der Präposition „*ek/ex*“ zum Ausdruck in einer Deutlichkeit, die die deutsche Übersetzung im Gotteslob (Nr.

586) durch ein diskretes „*von*“ vermeidet. In der Marienfrömmigkeit scheinen beide Intuitionen präsent zu sein. Die einen sehen in Maria die „*Mutter der Barmherzigkeit*“, die menschliche Wegbegleiterin in dem fleischlichen Strom des Lebens. Die anderen fokussieren das theologische Problem, wie denn wohl das menschliche Fleisch zu einem Medium der Erscheinung Gottes werden kann. Wer so fragt, kommt zum Dogma von der ohne Erbsünde empfangenen Gottesmutter (8.12.). Wie sehr Theologie sich auch immer bemüht, das göttliche Gnadenhandeln an Maria in den Vordergrund zu stellen, solche Überlegungen werden angetrieben von dem Grundproblem, dass in Maria das fleischliche menschliche Leben in seiner Bedürftigkeit zum Medium der Anwesenheit Gottes unter den Menschen wird.

Dichtung und bildende Kunst tragen zur Wahrnehmung des Fleisches der Gottesmutter den Aspekt seiner Schönheit bei: Wenn im *Salve Regina* Sanftheit und Süße der Gottesmutter besungen werden, so finden diese Attribute ihren bildnerischen Ausdruck etwa in Martin Schongauers „*Maria im Rosenhag*“: Das Fleisch ist nicht nur schwach, hinfällig, verführerisch und todgeweiht. Das Fleisch ist in seiner Schönheit auch Symbol der Schönheit.

Geburt und Mutterschaft waren zu allen Zeiten lebensbedrohliche Gefährdung. Deren segensreiche medizinisch-technische Beherrschung birgt eigene Gefahren: Wo die Geburt zum beherrschten Risiko wird, droht mit ihrer totalen Einbindung in menschliche Lebensplanung ihre Abschaffung. Die schmerzlose Kaiserschnittgeburt des vorgeburtlich überwachten und behandelten Säuglings zum biographisch optimalen Zeitpunkt birgt bleibend ausreichende Risiken, um unter dem Aspekt des Risikomanagements schließlich doch abgelehnt zu werden. Die Geburt verlangt den Risikokost der Eltern, die anerkennen, dass Leben von Anfang an bei aller Beherrschung der Risiken risikobehaftet bleibt.

Das Marienfest der nachgeburtlichen, kultischen „Reinigung“ Mariens (*purificatio Mariae*, 2. 2.) ist das erste einer Reihe von Festen im Jahreskreis, die einladen, die Geheimnisse des Lebens der Gottesmutter zu meditieren. Nach dem Zweiten Vatikanum wurde der Festsinn des Lichtmessfestes von der Mutterschaft weg und hin zum Aspekt der „Darstellung des Herrn im Tempel“ verschoben. Auch die in der Ostkirche betonte Begegnung (*hypapantè*) des Jesusknaben mit den frommen Greisen Hannah und Simeon trat in den Vordergrund. So positiv diese Entwicklungen sind, so hat sich doch im vielerorts bevorzugten Namen „*Mariä Lichtmess*“ die Erinnerung bewahrt an die rituelle Reinigung Mariens im Tauchbad der *Mikwa*, dem sich die jüdische Mutter nach der Geburt Jesu unterziehen musste, um wieder in den Stand kultischer Reinheit zu gelangen. Mit diesem Festsinn fällt der Fokus auf die irdische, leibliche, ja, fleischliche Seite der Geburt Jesu, mit der der annehmende Erlöser die angenommene Menschennatur bis in die Tiefen ihrer leiblichen Gefährdung und deren kultischer Bewältigung hinein angenommen hat. Diese erlösende, göttliche Annahme des Fleisches in seiner Gefährdung und Bedürftigkeit ist nicht nur Inbegriff der erlösenden Zuwendung Gottes. Ihr menschlicher Nachvollzug in der Bejahung der Geburt wird zum Symbol der Leben spendenden Gegenwart Gottes mitten in der fleischlichen Geschichte der Menschheit. Elternschaft verlangt heute erheblichen Mut. Heute erscheint als machbar und beherrschbar, was früher Schicksal war. Daraus folgt aber, dass Eltern sich allenthalben Appellen an ihre Verantwortlichkeit für den rechten Augenblick, den fehlerfreien Ablauf und den tadellosen Zustand des Neugeborenen ausgesetzt sehen. Gegen den Totalitarismus der letztlich fiktiven Beherrschbarkeit aller Lebensrisiken vom Kreissaal an bewahrt die christliche Tradition den Hoffnungsschatz ihrer festlich gepflegten Erinnerung an die belastete Schwanger- und Mutterschaft der Gottesmutter.

### Liebe Leserinnen und Leser,

40 Jahre gibt es den Beruf Pastoral-/Gemeindereferent(in) - da wird es Zeit, im Rück- wie im Vorausblick auf dessen Profil zu schauen. Dies tut **PR Norbert Bauer** aus Köln als ein äußerst engagiertes Mitglied seines Berufsstandes, dem er schon fast die Hälfte der Jubiläumszeit zugehört.

„Projekt Lotsenpunkte“ - unter diesem Stichwort gibt es seit 2013 im Erzbistum das Bemühen, modellhaft 17 Anlaufstellen für Menschen in Notsituationen im Verband von Seelsorgebereich und caritativem Träger zu schaffen. Auf der Folie der Theologie von Papst Franziskus, wie sie sich besonders in Evangelii Gaudium zeigt, stellt **Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth**, u. a. Missionswissenschaftler an der Hochschule Vallendar und Schriftleiter des „Anzeiger für die Seelsorge“, das Projekt vor, zu dessen Begleitern er gehört.

**GR Barbara Ratayczak** aus der Weggemeinschaft Gangelt berichtet anregend und ermutigend aus der seelsorglichen Arbeit im Rahmen einer ländlichen Seelsorgeeinheit nördlich von Aachen, die 8 Dörfer bzw. 9 Kirchen umfasst.

In das Sondergebiet der Militärseelsorge, die kirchliche Präsenz an kirchenfernen, z. T. auch gefährlichem Ort gewährleistet und anbietet, führt **Msgr. Bernward Mezger** vom Kath. Militärpfarramt in Hamburg informativ ein. Zugleich kommen auch Grundsätze zur Sprache, die genauso in der Gemeindeseelsorge gelten.

**Michael Meyer**, Referent für „Missionarische Spiritualität“ bei missio Aachen, nutzt das soeben zu Ende gegangene Konzilsjubiläum, um dem Missionsverständnis des Dekretes Ad Gentes im Blick darauf nachzugehen, was aktuell mit dem Begriff „missionarisch“ gemeint sein und wie er verwendet werden kann.

„Widervernünftig unterbrechend“ hält **PR Willi Oberheiden** aus Rheinbach, u. a. in der dortigen JVA tätig, allem rastlosen und auf Machbarkeit setzenden Tätigsein einen quasi Einspruch erhebenden Spiegel vor - nicht um zu lähmen, sondern zu ermutigen, Ressourcen zu vertrauen, die oft gar nicht als solche gesehen werden.

Herzlich grüßt Sie in den Monat hinein, in dem Fröhlichkeit und Neubesinnung ihr Stell-dichein haben,

Ihr



Gunther Fleischer

# Pastoralreferent(in)

Ein verweltlichter Beruf der Kirche

---

„Dem *Personalreferenten* gelang es mit viel Humor, Gottes Umgang mit menschlichen Eigenarten darzustellen“ lobte der Kölner Stadtanzeiger Peter Otten für seinen Auftritt beim ersten Euskirchener Preacher Slam, bei dem der Kölner *Pastoralreferent* Gott für die geniale Erfindung der Radlerhose dankte. Ich gab einer TV Journalistin nach einem Interview im Rahmen der Kölner FuckUpNight meine Visitenkarte mit der Berufsbezeichnung *Pastoralreferent*. Am nächsten Abend wurde ich den Fernsehzuschauern als *Pastor* Norbert Bauer präsentiert. Diese beiden Erfahrungen können Anlass sein, darüber nachzudenken, warum für die mediale Öffentlichkeit die Berufsbezeichnung immer noch ein Fremdwort zu sein scheint, obwohl schon seit 40 Jahren im Erzbistum Köln und anderen Diözesen Frauen und Männer diesen Beruf ausüben.

Eine Stichwortrecherche offenbart, dass der Begriff nicht verbreitet ist. Er taucht weder im kirchlichen Gesetzbuch noch in Kreuzworträtseln, weder in Magazinen noch in Fernsehfilmen auf. Kein Wunder wenn dann Journalisten über die Berufsbezeichnung stolpern.

## Identität und Pluralität

2015 wurde im Erzbistum Köln das 40 jährige Jubiläum des Berufes unter der Überschrift „Identität und Pluralität“ gefeiert. Wer so einen Titel für ein Berufsjubiläum wählt, ist sich der Ambivalenz des Eigenen bewusst. Er weiß aber auch, dass er mit dieser Ambivalenz nicht alleine ist. Identität und Pluralität sind keine starr nebeneinander ausharrenden Begriffe. Identität ist heute nur noch plural rekonstruierbar.

Dennoch verlangt sowohl die systeminterne Kommunikation als auch die mit der Umwelt eine Begriffsklärung. Unabhängig von der persönlichen Bestimmung bietet die Institution, die das Copyright auf die Berufsbezeichnung *Pastoralreferent* für sich reklamieren kann, eine sehr offene Interpretation an. Die Grundlage der Tätigkeiten liefern die durch die Deutschen Bischöfe herausgegebenen „Rahmenstatuten“<sup>1</sup> (Plural!). Sie bilden den Rahmen für eine sehr heterogene Aufzählung von über 60 unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern. Von der „Förderung von Formen der Volksfrömmigkeit und des religiösen Brauchtums“ über „Trauerpastoral“ bis zur „Sorge um Alleinerziehende und Eltern in besonderen Belastungssituationen“ reicht die Palette der Arbeitsfelder. Dabei fällt auf, dass 30 Arbeitsfelder durch das Wort „Begleitung“ qualifiziert werden. Man könnte beinahe den Eindruck gewinnen, dass sich die Kirche mit diesem Beruf einen pastoralen Begleitservice leistet.

Da scheint nicht die Frage „Was ist ein *Pastoralreferent*?“ weiterzuführen, vielmehr: „Was tut ein *Pastoralreferent*?“

Bestimmung durch Tätigkeit kann aber nur eine vorläufige Profilierung sein. Zu Recht findet sich bei der Aufgabenliste eine Gemeindereferentin ebenso wieder wie ein Diakon. Auch ein Priester wird bei den meisten Punkten dazwischenrufen: „Kann ich auch!“ Ebenso ein sich engagierter getaufter und gefirmter Christ.

Ähnliche Tätigkeiten könnten den Verdacht aufkommen lassen, dass die „beiden Ordnungen der Sendung der Kirche“<sup>2</sup> durcheinander geraten. Damit dies nicht passiert, wird den Tätigkeitsfeldern in den Rahmenstatuten eine theologische Präambel vorangestellt, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der genannten Akteure im pastoralen Feld bestimmt und darauf hinweist, dass gemeinsame Aufgaben den „Laien nicht zum Hirten machen“: „Nicht eine Aufgabe konstituiert das Amt, sondern das Sakrament des Ordo.“<sup>3</sup>

## Was sagt das Kirchenrecht?

Auch wenn das Wort Pastoralreferent nicht als Wort im CIC aufgeführt wird, greifen die Deutsche Bischöfe zu weiteren Klärung auf das Kirchenrecht zurück: „Laien, die als geeignet befunden werden, sind befähigt, von den geistlichen Hirten für jene kirchlichen Ämter und Aufgaben herangezogen zu werden, die sie gemäß den Rechtsvorschriften wahrzunehmen vermögen“ (CIC 1983, can. 228 §1).<sup>4</sup> Dieses von den deutschen Bischöfen ausgewählte Zitat unterstreicht, dass dem Pastoralreferenten formal kirchenrechtlich keine Autorität sui generis zukommt, sondern dass seine Aufgabe immer nur in Abhängigkeit vom kirchlichen Amt zu verstehen ist. Die Grundlage des gemeinsamen Priestertums von Taufe und Firmung berechtigt nicht zur Mitwirkung, sie befähigt nur dazu, „herangezogen zu werden“.<sup>5</sup>

Die theologische Präambel zeigt, dass das Eigene des Pastoralreferenten nur schwer zu formulieren ist, ohne sich auf Vergleiche einzulassen.

Das Pastoralreferentendasein unterscheidet sich theologisch dem Wesen nach vom Priesteramt, „unterscheidet sich theologisch nicht vom Apostolat der anderen Gläubigen.“<sup>6</sup> Das Besondere liegt in Qualifikation und Auftrag. „Die Eigenart einer hauptberuflichen Tätigkeit von Laien ergibt sich aus der kirchlichen Sendung sowie aus den speziellen Anforderungen an eine Tätigkeit in der Pastoral und den persönlichen Charismen der Frauen und Männer, die nach einer entsprechenden Ausbildung einen pastoralen Beruf ergreifen.“<sup>7</sup> Mit dieser Definition verlässt die Begriffsklärung binnenkirchliche Differenzierungsmuster und öffnet sich einem gesellschaftlichen Verständnis von Professionalität. „Der Pastoralreferent als eigenständiger kirchlicher Beruf ... verdankt sich vielmehr der schon funktional differenzierten Gesellschaft.“<sup>8</sup> Mit dem Beruf reagiert die Kirche als Institution auf eine Gesellschaft, die heute mit unterschiedlichen Systemlogiken operiert. Um in diesen unterschiedlichen Kontex-

ten wirken zu können, hat Kirche pastorale Profession und gesellschaftliches Expertentum gekoppelt. Diese Koppelung ist besonders plausibel am Beispiel Klinikseelsorge erkennbar. Klinikseelsorge ist heute viel mehr als der Besuch am Krankenbett, sie ist pastorale Präsenz für Patienten, Ärzte, Pflegepersonal und Angehörige. Wer heute als Seelsorger in einer Klinik tätig ist, muss wissen, wie das System Klinik funktioniert, und muss gleichzeitig die Wachsamkeit mitbringen, nicht in den Systemgesetzmäßigkeiten aufzugehen. Gleiche Anforderungen und Beobachtungen gelten für Polizeiseelsorge, Gefängnisseelsorge, Schulseelsorge u. v. m.<sup>9</sup> Systemtheoretisch gesprochen: Kirche stellt sich einer doppelten Herausforderung: Sie will zugleich System und Umwelt sein.

Professionelles Wirken wird neuerdings aber auch einem Verdacht ausgesetzt. So z.B. im „Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral“, das als Manifest charismenorientierter Pastoral verstanden werden kann. Hier entdecken die Bischöfe in „Beteiligung der Kirche an hochspezifischen Systemen ... Tendenzen zur Entmündigung oder Entfremdung im Verhältnis von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen“.<sup>10</sup>

Mit diesem Blick auf die Einsatzorte öffnen sich für den jüngsten der kirchlichen Berufe neue Identitätsmöglichkeiten. Bei einem Seminar anlässlich des Berufsjubiläums favorisiert der Salzburger Dogmatiker Hans Joachim Sander einen Perspektivwechsel und riet den anwesenden Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen: „Statt zu fragen, wer Sie sind, geht es darum, wo Sie sind. Ihre Wo-Identität ist pastoral entscheidend, nicht Ihre seelsorgliche Wer-Identität.“<sup>11</sup>

## Wo- statt Wer-Identität

Sander verortet Pastoralreferenten im Kontext eines veränderten Kirchenverständnisses und schlägt sie als Protagonisten für diese neue Kirchenidentität vor. Ausgangspunkt ist für ihn das 2. Vatikani-

sche Konzil. „Aus der *societas perfecta* wird das Volk Gottes. Es ist ein Volk aus Völkern und zu ihm sind alle Menschen berufen, ganz unabhängig davon, ob sie getauft sind oder nicht, gläubig sind oder nicht, die Kirche wertschätzen oder nicht. Sie stellen vielmehr die Basis dar, um überhaupt das Evangelium in seiner Bedeutung zu benennen: das sind die Zeichen der Zeit.“<sup>12</sup> Diese „Selbstrelativierung“<sup>13</sup> der Kirche hat auch Konsequenzen für das Gottesverständnis. Gott ist für Kirche nicht mehr „einfach da“. Er kann nicht seitens der Kirche für sich reklamiert werden: „Ohne die anderen kein Zugang zu Gott und ohne Gott kein Zugang zu den heutigen Menschen.“<sup>14</sup>

Mit diesem veränderte Kirchen- und Gottesverständnis bietet Sander Pastoralreferenten einen neuen Einsatzort an: „Andersorte der Pastoral.“<sup>15</sup> Mit diesem Begriff greift Sander eine Diskussion auf, die in den letzten Jahren auch in den theologischen Fakultäten geführt wird und an einen Topos Michel Foucaults anknüpft. Der französische Philosoph qualifiziert Orte innerhalb der Gesellschaft als Heterotope, als Orte, „die vollkommen anders sind als die übrigen.“<sup>16</sup> Für Sander sind es Orte und Ereignisse, die unsere Selbstverständlichkeiten überschreiten: „Espace vécu: wie das Mittelmeer als Grab, wie die 150. Kerze beim Totengedenken des Flugzeugabsturzes in den französischen Alpen ... wie die für einzelne Menschen entscheidenden Orte, an denen sich ihr Leben wendete: Unfall, der erste Kuss, dort, wo sich die Partnerin von einem getrennt hat, ...“<sup>17</sup> Das sind Orte, an denen sich oft wichtige, nicht selten die entscheidenden Fragen stellen, auch nach Gott. „Gott ist eben dort, wo Sie hinkommen. Er ist nicht einfach bloß das, was Sie von ihm schon kennen und erwarten.“<sup>18</sup> Mit dieser Grundhaltung können auch Kirchenräume zu Heterotope werden, dafür muss Kirche aber bereit sein, die Kontrolle über die Räume aufzugeben. Sie muss die Räume teilen, und zwar nicht im Sinne von „dividing“, sondern im Sinne von „sharing“, „einem Vorgang, bei dem etwas wächst, womit man gar nicht vorher rechnen kann.“<sup>19</sup>

Sanders Skizze von Kirche provoziert. Sie provoziert zumindest die Rückfrage, ob die von ihm herausgestellte Selbstrelativierung von Kirche wirklich durch 2. Vatikanisches Konzil gedeckt ist oder ernsthaft in der Nachfolgezeit rezipiert wurde. Sie provoziert aber auch angesichts einer 40jährigen Berufsgeschichte die Pastoralreferenten. Denn sie sieht Sander als „Hauptprodukt dieser Selbstrelativierung“<sup>20</sup> und rät ihnen, sich neu zu erfinden.

## Nachdenken über Gott

Erfrischend an Sanders Vorschlag ist, die Berufsidentität nicht mit einem binnenkirchlichen Tunnelblick klären zu wollen. Nicht eine Plausibilität im Kontext kirchlicher Ämtertheologie wird zukunftsweisend sein, vielmehr die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz, vor allem an den Orten, an denen sich menschliches Leben als prekär erweist, an den Heterotopen dieser Welt. Pastoralreferent bzw. Pastoralreferentin konsequent gedacht ist ein „verweltlichter“ Beruf der Kirche, da Gott nur in der Welt anzutreffen ist. Dabei müssen sich Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen nicht gänzlich neu erfinden. Sie können an Erfahrungen der bisher gesammelten Berufsjahre anknüpfen, sind sie doch jetzt schon vielerorts da tätig, wo Leben sich prekär und/oder besonders zeigt. Dazu zählen nicht nur das Krankenbett eines sterbenden Kindes, oder auch der Kletterkurs in der Ehevorbereitung. Dazu können auch die Pfarrgemeinden zählen, die, wie die jüngsten Erfahrungen angesichts der weltweiten Migrationsbewegung beweisen, zu einem wichtigen Netzwerkpunkt für Flüchtlingsarbeit werden.

Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen bringen für die Tätigkeiten an diesen Orten eine entscheidende Qualifikation mit. Sie sind Theologinnen und Theologen. Sie haben gelernt über Gott nachzudenken. „Und hier kann Ihnen die Theologie gute Dienste leisten. Denn wer glaubt, kann nicht einfach von sich her denken

oder gar von der Kirche her denken. Wer glaubt, muss diesen anderen nach-denken, denen man nicht ausweichen kann, um das zu begreifen, was ihm oder ihr überhaupt dort zur Verfügung steht."<sup>21</sup> Theologische Kompetenz ist nicht nur als Zugangsvoraussetzung für die Beruf wichtig, sondern auch als roter Faden pastoralen Wirkens. Theologisches Denken ist gerade in einer Zeit angesagt, in der ein Comeback von Religion zu beobachten ist. Dieses Comeback birgt aber auch Risiken: „Man verlangt nach Gewissheiten, die der geschichtlichen Kontingenz und historischen Relativierung entzogen sind.“<sup>22</sup>

„An den Heterotopen dieser Welt über Gott nach-zudenken“, diese Arbeitsplatzbeschreibung erleichtert es Lokaljournalisten zukünftig auch nicht, den Beruf des Pastoralreferenten korrekt wiederzugeben. Sie sichert ihm auch nicht eine feste Rolle in einer Vorabendserie. Vielleicht noch nicht mal im CIC. Sie bietet aber einen Mehrwert für den Beruf, vielleicht auch für Kirche. Auf jeden Fall aber für die Gesellschaft.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Die deutschen Bischöfe, Rahmenstatuten und -ordnungen für Gemeinde- und Pastoralreferenten/referentinnen. Bonn 2011

Ich werde nicht näher auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser beiden Berufe in diesem Beitrag eingehen. Interessanterweise hatten die ersten Rahmenstatuten aus dem Jahre 1987 gleichzeitig die Diakone im Blick.

<sup>2</sup> Rahmenstatuten 2011, 13. Hier zitieren die deutschen Bischöfe die „Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeiter der Laien am Dienst der Priester“.

<sup>3</sup> Rahmenstatuten 2011, 15. Hier zitieren die deutschen Bischöfe „Christifideles laici“.

<sup>4</sup> Leitungsfunktion wird durch die Rahmenstatuten nicht in den Blick genommen, außer ein. einziges Mal: Die Leitung von Wortgottesdiensten. Leitungsfunktion bleibt in den Statuten ansonsten dem Amt vorbehalten: „Als kirchlicher Beruf steht ihr Dienst unter der Leitung des Bischofs. Im jeweiligen Einsatzbereich sind sie dem für die Leitung

verantwortlichen Priester zugeordnet.“ „Kirchlicher Leitungsdienst“ u.a. durch Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten wird ausdrücklich in einer aktuellen Verlautbarung erwähnt: „Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. Bonn 2015, 46. Die Ansprache von Papst Franziskus beim ad-limina Besuch der deutschen Bischöfe kann aber als Antwort dazu gelesen werden. „Pastoralpläne, die den geweihten Priestern nicht die gebührende Bedeutung in ihrem Dienst des Leitens, Lehrens und Heiligens im Zusammenhang mit dem Aufbau der Kirche und dem sakramentalen Leben beimessen, sind der Erfahrung nach zum Scheitern verurteilt. Die wertvolle Mithilfe von Laienchristen im Leben der Gemeinden, vor allem dort, wo geistliche Berufungen schmerzlich fehlen, darf nicht zum Ersatz des priesterlichen Dienstes werden oder ihn sogar als optional erscheinen lassen.“ <http://www.vatikan.diplo.de/contentblob/4667836/Daten/6071998/20151117adliminapapst.pdf>

<sup>5</sup> Diese kirchenrechtliche Bestimmung von Koch und Kellner mag glücklicherweise im pastoralen Alltag nicht alltäglich präsent sein, sollte aber auch nicht nach 40 Jahren Berufserfahrung stillschweigend ignoriert werden.

<sup>6</sup> Rahmenstatuten, a.a.O., 14.

<sup>7</sup> Rahmenstatuten, a.a.O., 14.

<sup>8</sup> Norbert Schuster, Kirche: Kooperation und Konzern ...?, in: ders: Management und Theologie. Freiburg 2008.

<sup>9</sup> Diese sogenannten Arbeitsfelder in der Kategorie werden natürlich nicht nur von Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten wahrgenommen, aber die Professionalisierung wäre wohl ohne diesen Beruf nicht so weit fortgeschritten.

<sup>10</sup> Die deutschen Bischöfe, Gemeinsam Kirche sein. Bonn 2015, 40.

<sup>11</sup> Hans Joachim Sander, Zwischen den Stühlen und unter dem Tisch. Was das „bucklig Männlein Theologie“ (Walter Benjamin) Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten anbietet, Salzburg 2015, 12. Abrufbar: [http://verbaende.erzbistum-koeln.de/export/sites/verbaende/berufsverband-pastoralreferent/.content/.galleries/downloads/Microsoft\\_Word\\_-\\_Ko\\_InPastRef-ReferatSander.docx.pdf](http://verbaende.erzbistum-koeln.de/export/sites/verbaende/berufsverband-pastoralreferent/.content/.galleries/downloads/Microsoft_Word_-_Ko_InPastRef-ReferatSander.docx.pdf)

<sup>12</sup> A.a.O., 10.

<sup>13</sup> A.a.O., 1.

<sup>14</sup> A.a.O., 10.

<sup>15</sup> A.a.O., 11.

<sup>16</sup> Michel Foucault, Die Heterotopien. Berlin 2013, 10.

<sup>17</sup> Hans-Joachim Sander, a.a.O., 13.

<sup>18</sup> A.a.O., 12.

<sup>19</sup> Ebd., 12.

<sup>20</sup> Ebd. 1.

<sup>21</sup> Hans-Joachim Sander, a.a.O., 11.

<sup>22</sup> Hans-Joachim Höhn, Gewinnwarnung. Religion - nach ihrer Wiederkehr. Paderborn 2015, 188.



# Die Perspektive der Armen

Theologische Impulse von Papst Franziskus zum Projekt Lotsenpunkte im Erzbistum Köln

---

Es ging ein Ruck durch die Kirche, als mit Jorge Bergoglio erstmals ein Bischof aus einem nicht europäischen Land zum Papst gewählt worden ist. Es waren die Äußerungen des Papstes aus Lateinamerika, mit denen er sich an die Weltöffentlichkeit wandte und mit denen er die Herzen der Menschen im Eiltempo für sich gewann. Jorge Bergoglio nahm als Papst den Namen „Franziskus“ an und stellte sich damit bewusst in die Tradition des Poverello, des heiligen Franz von Assisi, der selbst das Gewand der Armut anzog, um die Kirche neu aufzubauen. Auch Papst Franziskus geht es nicht um eine Kirche, die weltliche Macht repräsentiert, sondern um eine Kirche, die sich radikal zu ihren eigenen Wurzeln bekehrt: „Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinaus gegangen ist, lieber als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist.“<sup>1</sup>

Doch es waren nicht nur Worte, mit denen der Papst aus Lateinamerika überraschte. Die Weltöffentlichkeit schaute hin, als Papst Franziskus vor drei Jahren zunächst einmal zur Flüchtlingsinsel Lampedusa aufbrach, um auf den Skandal und die Not ungezählter Flüchtlinge hinzuweisen, die vor den Toren Europas oder in Europa stranden. Wenige Wochen nach seiner Wahl, am Gründonnerstag 2013, besuchte Franziskus das Gefängnis in Rom und wusch den Gefangenen, Christen und Muslimen gleichermaßen, die Füße. Er machte

sich klein und verkörperte einen neuen Stil des Papsttums, in dessen Zentrum die Zuwendung zu den Menschen steht. So betonte Franziskus auch in einem Interview, dass er Antonio Spadaro zu Beginn seines Pontifikats gab: „Ich sehe ganz klar (...), dass das, was die Kirche heute braucht, die Fähigkeit ist, Wunden zu heilen und die Herzen der Menschen zu wärmen – Nähe und Verbundenheit.“<sup>2</sup>

## Ein neuer Stil

Auffallend anders ist der Stil des Pontifikats, den Papst Franziskus verkörpert. Und so wählte das renommierte US-Magazin „Time“ Papst Franziskus zur Person of the Year 2013 – eine Ehrung, auf die Vorgängerpäpste viele Jahre warten mussten. Das US-Magazin begründete seine Entscheidung damit, dass Papst Franziskus in einzigartiger Weise auf Menschen zugeht und die Menschen ins Zentrum des missionarischen Handelns der Kirche rückt, denen das Recht auf Selbstbestimmung und Partizipation vorenthalten wird.<sup>3</sup> Es sind tatsächlich nicht nur die Worte, Anliegen und Themen, mit denen Papst Franziskus die Welt in seinen Bann zieht, vor allem ist es sein auffallend anderer Stil, das Pontifikat zu gestalten.<sup>4</sup> Heribert Prantl schrieb über diesen neuen Stil des Papstes in der Süddeutschen Zeitung: „Er nimmt dieses Evangelium so ernst, dass es all denen blümerant wird, die es bisher als theologisches Poesiealbum betrachtet haben.“<sup>5</sup> Dabei strahlt Papst Franziskus eine Freude aus, die für ihn Ausgangspunkt all seines Handelns ist. Wenn Papst Franziskus von einer Erneuerung des Christentums, von einer neuen Form der Evangelisierung und von einer überzeugenden Option für die Armen spricht, so geht es Papst Franziskus letztlich um eine Freude, die Menschen nicht selbst erzeugen können, die aber aus einer persönlichen und existenziellen Begegnung mit Christus entspringt.<sup>6</sup> Diese Freude des Evangeliums ist für Papst Franziskus Ausgangspunkt jeglicher Evangelisierung,

und so lädt Franziskus „jeden Christen ein, gleich an welchem Ort und in welcher Lage er sich befindet, noch heute seine persönliche Begegnung mit Jesus Christus zu erneuern“<sup>7</sup>. Mit seiner Einladung knüpft Papst Franziskus an seinen Vorgänger Benedikt XVI. an, der in seiner programmatischen Enzyklika „Deus caritas est“ darauf verweist, dass Christsein letztlich die Konsequenz einer persönlichen Begegnung ist, „die Begegnung mit dem Ereignis einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt.“<sup>8</sup>

Mit seinem aufregend anderen Stil setzt Papst Franziskus neben die Orthodoxie und die Orthopraxis den Orthopathos als dritte Herausforderung des christlichen Glaubens. Und so ist es nicht erstaunlich, dass Papst Franziskus die Einleitung zu seiner programmatischen Exhortatio „Evangelii Gaudium“ der Freude des Evangeliums widmet. Die fünf Kapitel seines Lehrschreibens widmet er der missionarischen Umgestaltung der Kirche, der Krise des gemeinschaftlichen Engagements, der Verkündigung des Evangeliums, der sozialen Dimension der Evangelisierung und – in einer pneumatologischen Perspektive – dem evangelisierenden Geist. Mit Blick auf die von Papst Franziskus eingeforderte Option für die Armen ist besonders das zweite Kapitel („In der Krise des gemeinschaftlichen Engagements“) sowie das vierte Kapitel („Die soziale Dimension der Evangelisierung“) wesentlich. In seinen Äußerungen zur Krise des gemeinschaftlichen Engagements formuliert Papst Franziskus in einer unmissverständlichen Klarheit sein „Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung“, sein „Nein zur neuen Vergötterung des Geldes“, sein „Nein zu einem Geld, das regiert, statt zu dienen“ sowie sein „Nein zur sozialen Ungleichheit, die Gewalt hervorbringt“.<sup>9</sup> In einer apodiktischen, provozierenden Sprache spricht Papst Franziskus Missstände des Wirtschaftssystems an und weist darauf hin, dass dieses Wirtschaftssystem in Kauf nimmt, dass Menschen in Armut am Rand

der Gesellschaft beziehungsweise ausgeschlossen vom gesellschaftlichen Kontext existieren. Papst Franziskus erinnert an die Kirchenväter und zitiert „Die eigenen Güter nicht mit den Armen zu teilen bedeutet, diese zu bestehlen und ihnen das Leben zu entziehen. Die Güter, die wir besitzen, gehören nicht uns, sondern ihnen.“<sup>10</sup>

## **Prophetische Worte gegen die Armut**

Ein umfangreiches Medienecho hat Papst Franziskus mit seinen Äußerungen zur Weltwirtschaft nicht zuletzt in Deutschland provoziert. „Der Papst irrt“, schrieb die Süddeutsche Zeitung. „Was der Papst verschweigt“ titelte die Frankfurter Allgemeine Zeitung und setzte sich in weiteren Artikeln unter dem Titel „Die Kirche verachtet die Reichen“ bzw. „Wie der Papst in Wirtschaftsfragen irrt“ kritisch mit den Aussagen von Papst Franziskus auseinander. „Heillose Kapitalismuskritik“ titelte seinerzeit die Wochenzeitung „Die Zeit“. Wirtschaftswissenschaftler setzen sich kritisch mit den Thesen des Papstes, insbesondere mit seinen Aussagen zum Trickle-Down-Effekt, auseinander. Doch letztlich trafen sie damit nicht das Anliegen von Papst Franziskus. Denn es geht ihm „nicht um eine systematische Abhandlung sozialer Fragen und ihrer Lösungsansätze. Vielmehr übt er prophetisch und sozial Kritik am weltweit wirksamen System, in dem Geld zum Selbstzweck wird und ein Eigenleben, der sozialen Verantwortung entzogen, führt“.<sup>11</sup>

## **Lückenhafte Rezeption**

Auffällig an der intensiven Rezeption des zweiten Kapitels „In der Krise des gemeinschaftlichen Engagements“ in Deutschland ist, dass die Rezeption sich fast ausschließlich auf den ersten Teil dieses Kapitels bezieht, in der Papst Franziskus sich mit den Herausforderungen in der Welt von heute

beschäftigt. Das zweite Kapitel hat aber eine ebenso umfangreiche zweite Passage, in der Papst Franziskus sich mit den „Versuchungen der in der Seelsorge Tätigen“ auseinandersetzt. Obwohl der Umfang dieser Passage den wirtschaftskritischen Ausführungen von Papst Franziskus entspricht, wurden die Aussagen von Papst Franziskus zu den Versuchungen der in der Seelsorge Tätigen in Deutschland bisher kaum rezipiert.<sup>12</sup> Überspitzt könnte man sagen, dass diese Aussagen schlicht überhört worden sind – vielleicht auch deshalb, weil Papst Franziskus vielen Lesern seiner Exhortatio damit schlicht „zu nah getreten ist“. Doch der Papst aus Argentinien fordert nicht von anderen, was er nicht auch bei sich selbst anmahnt. Bereits im Rahmen des Vorkonklaves hatte Jorge Bergoglio gefordert, der Papst müsse ein Mensch sein, „der aus der Betrachtung Jesu Christi und aus der Anbetung Jesu Christi der Kirche hilft, an die existenziellen Enden der Erde zu gehen, der ihr hilft, die fruchtbare Mutter zu sein die aus der süßen und tröstenden Freude der Evangelisierung lebt!“<sup>13</sup>

## Option für die Armen

Während Papst Franziskus sich im zweiten Kapitel „in der Krise des gemeinschaftlichen Engagements“ pointiert mit wirtschaftsethischen und sozialetischen Fragen auseinandersetzt, widmet er sich (auch) im vierten Kapitel der sozialen Dimension der Evangelisierung. Dieser ist der inhaltliche Schwerpunkt von *Evangelii Gaudium*. In insgesamt 43 Absätzen erwähnt Franziskus in *Evangelii Gaudium* explizit die Armen, der Begriff taucht dabei mindestens 79 mal in seinen verschiedenen Variationen auf. Eine besondere Schwerpunktsetzung lässt sich dabei in dem vierten Kapitel feststellen. Hier wird der Begriff der Armen beziehungsweise der Armut in 22 Absätzen insgesamt 50 mal verwendet.<sup>14</sup> Theologisch führt Papst Franziskus die Option für die Armen auf den kenotischen Akt der Menschwerdung Gottes zurück. In der In-

karnation entäußerte sich Christus, wählte für sich die Armut und identifizierte sich mit den Armen. Ausgehend von diesem christologischen beziehungsweise offenkundig theologischen Verständnis betont Franziskus die bevorzugte Option für die Armen in Kirche und Gesellschaft.<sup>15</sup> Er verweist darauf, dass jeder Christ und jede Gemeinschaft dazu berufen ist, „Werkzeug Gottes für die Befreiung und die Förderung der Armen zu sein, so dass sie sich vollkommen in die Gesellschaft einfügen könne“.<sup>16</sup> Hier zeigt sich, was für Papst Franziskus ein wesentlicher Skandal der Armut ist. Armut führt dazu, dass Menschen gesellschaftlich ausgeschlossen und marginalisiert werden. Er fordert dazu auf, an die Peripherien zu gehen, sich den Marginalisierten zuzuwenden und ihnen Teilhabe an der Gesellschaft zu ermöglichen. Papst Franziskus verweist darauf, dass „die Kirche eine Option für die Armen gefällt (hat), die zu verstehen ist „als besonderer Vorrang in der Weise, wie die christliche Liebe ausgeübt wird; eine solche Option wird von der ganzen Tradition der Kirche bezeugt“.<sup>17</sup> Und er knüpft wiederum theologisch an seinen Vorgänger an, wenn er explizit formuliert: „Diese Option, lehrt Benedikt XVI., ist im christologischen Glauben an jenen Gott implizit enthalten, der für uns arm geworden ist, um uns durch seine Armut reich zu machen“<sup>18</sup>. Aus diesem theologischen Grundverständnis heraus wünscht Papst Franziskus sich eine „arme Kirche für die Armen“<sup>19</sup>. Und er fordert, dass die bevorzugte Option für die Armen sich in einer außerordentlichen und vorrangigen religiösen Zuwendung zeigen müsse.<sup>20</sup> Dabei ist Armut für Papst Franziskus kein individuelles Problem einzelner Menschen, er sieht durchaus die strukturellen Ursachen in der Armut, die auch von den Päpsten seit Johannes XXIII. immer wieder eindrucksvoll angeprangert worden sind, und fordert: „Die Notwendigkeit, die strukturellen Ursachen der Armut zu beheben, kann nicht warten.“<sup>21</sup>

Für Papst Franziskus steht die Begegnung mit Christus im Zentrum des christlichen

Lebens. Dabei zeigt sich in der Menschwerdung Christi Gottes Option für die Armut und für die Armen. Diese Christusbegegnung, in der Christen sich dem im kenotischen Akt arm gewordenen Gott zuwenden, schenkt eine tiefe Freude. Aus dieser existenziellen Freude heraus wenden Christen und wendet die Kirche sich den Armen zu. Sie erkennt und prangert dabei auch die strukturellen Ursachen der Armut an. Wenn die Kirche sich den Armen zuwendet, dann sind diese nicht Objekte des sozialen Handelns, sondern zunächst Subjekte der Begegnung. Das prosoziale Handeln wird somit zum Ort der Begegnung mit Christus selbst. Somit wird soziales Handeln zu einem spirituellen Moment: Christen begegnen in ihrer Option für die Armen und im Armen Gott selbst. Fast schon aufregend ist, dass Papst Franziskus anknüpfend an die argentinische Theologie der Befreiung, die ein Hören auf die Weisheit des gläubigen Volkes postuliert, daran erinnert, dass die Armen Anteil am *sensus fidei* (bewusst spricht er nicht vom *sensus fidelium*) haben, da sie aus eigener Erfahrung die Schmerzen des leidenden Christus kennen. Für Papst Franziskus werden die Armen somit zu einem Erkenntnisort (*locus theologicus*) für den Glauben der Kirche.<sup>22</sup>

## Projekt Lotsenpunkte

Die theologischen Akzente, die Papst Franziskus in den knapp drei Jahren seines Pontifikats gesetzt hat, sind eine Herausforderung für die Seelsorge. Die Diakonie rückt ins Zentrum der Pastoral. Das caritative Handeln der Kirche ist kein Teilbereich der Seelsorge, die gegebenenfalls an einen Wohlfahrtsverband ausgelagert werden soll, sondern Herzstück christlicher Existenz. In besonderer Weise realisiert sich ein solcher Ansatz der diakonischen Pastoral im Projekt Lotsenpunkte, das wenige Wochen vor der Wahl von Papst Franziskus am 1. Februar 2013 gestartet ist. Ziel dieses Projektes ist es, dass in allen Seelsorgebereichen im Erzbistum Köln Anlaufstellen

für Menschen in Notsituationen eingerichtet werden, die Hilfs- und Dienstleistungen organisieren, Zugänge zum differenzierten gesellschaftlichen (kirchlichen und nicht-kirchlichen) Beratungs- und Hilfesystem ermöglichen sowie Lücken im Hilfesystem aufspüren und schließen. An 17 Standorten wurde in einer ersten Projektphase modellhaft erprobt, wie der Aufbau solcher Lotsenpunkte gelingen kann. Dabei wurden Standards und Kernaufgaben beschrieben, um dann in einem zweiten Schritt zu überlegen, wie Lotsenpunkte im ganzen Erzbistum aufgebaut werden können. Bei diesem Projekt „Lotsenpunkte“ handelt es sich um ein Kooperationsprojekt von Seelsorge und verbandlicher Caritas. Sie suchen nach Wegen, das professionelle Angebot der Caritas in Deutschland mit der Pastoral vor Ort zu verbinden. Es geht um die Verortung der Caritas (auch) in der (Gemeinde-) Pastoral, denn „neben der verbandlichen Caritas ist Diakonie insbesondere auch eine Verpflichtung für den einzelnen Christen und die christliche Gemeinde. Die Gemeinden dürfen sich nicht zu sehr auf die Dienste und Einrichtungen der verbandlichen Caritas verlassen – mit der Folge, das bestimmte gesellschaftliche Realitäten ausgeblendet werden.“<sup>23</sup>

Damit sowohl die verbandliche Caritas als auch die einzelnen Gemeinden und Christen ihre diakonische Verantwortung erkennen und wahrnehmen können, bedarf es eines behutsamen Zueinanders zwischen verbandlicher Caritas und Pastoral vor Ort. Wichtig ist die Einbindung der Lotsenpunkte in bereits vorhandene pastorale Konzepte, eine Verknüpfung mit dem Fachdienst Gemeindec Caritas, eine Sozialraumorientierung und die Verknüpfung mit Initiativen der Quartiersentwicklung sowie ein Bewusstsein für die Bedeutung der Ehrenamtsentwicklung bzw. Ehrenamtskoordination. Dazu werden im Projekt Lotsenpunkte Tandems gebildet. „Träger des Lotsenpunktes ist ein Tandem aus Seelsorgebereich und caritativem Träger. Beide Träger bestimmen eine/n Verantwortliche/n, die ge-

meinsam mit der Koordination und den ehrenamtlichen Aktiven die konzeptionellen Grundlagen und die Weiterentwicklung des Lotsenpunktes betreiben. Hierfür sind regelmäßige Treffen und Absprachen notwendig.“<sup>24</sup> Wenn an den Lotsenpunkten die Arbeit aufgenommen wird, beginnt diese zunächst einmal mit einer Sozialraumerkundung. Es wird in den Blick genommen, welche Problemlagen es vor Ort gibt, wo es versteckte Armut gibt, wo ein möglicher Zugang zu den Armen gefunden werden kann, welche sozialen Angebote bereits existieren und wo eventuell noch Lücken im Hilfesystem vorliegen. Diese Sozialraumerkundung ist Voraussetzung dafür, dass an den Lotsenpunkten der Anspruch des diakonischen Handelns umgesetzt werden kann. Dabei realisiert sich die Arbeit der Lotsenpunkte einerseits durch direkte Hilfe im Einzelfall und andererseits durch Netzwerk- und Sozialraumarbeit. Bei der Vernetzung der Lotsenpunkte geht es unter anderem um die Verbindung mit dem Fachdienst Allgemeine Sozialberatung (ASB) sowie mit den katholischen Familienzentren. Besondere Bedeutung kommt in der Praxis den Sozialsprechstunden der Lotsenpunkte zu. Sie stellen den institutionellen Rahmen dar, damit Menschen in Notsituationen sich an die Lotsenpunkte wenden können.

Zehn Standards wurden für die Lotsenpunkte im Erzbistum Köln formuliert<sup>25</sup>:

- Lotsenpunkte sind konstitutiver Bestandteil pfarrgemeindlicher Arbeit.
- Träger des Lotsenpunktes sind der Seelsorgebereich und ein (oder mehrere) caritative Träger. Sie bilden ein Tandem, um miteinander und gemeinsam für Menschen in Not präsent zu sein.
- Bestandteil der Lotsenpunktarbeit ist eine Sozialraumerkundung, um Bedarfe zu erkennen und die richtigen Angebote zu konzipieren.
- Lotsenpunkte sind offen für alle – unabhängig von Konfession, Nationalität oder Herkunft. Sie sind armutssensibel

und suchen Zugänge zu denen, die nicht von selber kommen.

- Lotsenpunkte sind Netzwerkpartner. Sie kooperieren mit sozialen Diensten und Einrichtungen der Kirche, der Kommune und mit anderen freien Trägern im Seelsorgebereich.
- Die ehrenamtlich und hauptberuflich Tätigen im Lotsenpunkt haben Klarheit bezüglich ihrer unterschiedlichen Rollen, Aufgaben und Kompetenzen.
- Lotsenpunkte haben eine hauptberufliche Koordination.
- Ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter finden geeignete Rahmenbedingungen vor.
- Lotsenpunkte brauchen eine dauerhafte finanzielle Ausstattung für Koordination, Öffentlichkeitsarbeit, Auslagenerstattung, Mittel für Aktivitäten, Büro- und Arbeitsmittel.
- Lotsenpunkte sind eine „Marke“. Sie zeichnen sich öffentlich durch eine einheitliche Verwendung des Logos und des Namens aus.

Als das Projekt „Lotsenpunkte“ im Februar 2013 initiiert wurde, bewarben sich zahlreiche Pfarrgemeinden im Erzbistum Köln darum, in der Pilotphase als Lotsenpunkte mitwirken zu können. Aus diesem Bewerberkreis wurden 16 Standorte ausgewählt, an denen das Projekt „Lotsenpunkte“ erprobt werden konnte. Nach Abschluss der Pilotphase zeigt sich, dass sich die Lotsenpunkte als tragfähige Elemente einer diakonischen Pastoral bewährt haben. Tatsächlich führt der Aufbau von Lotsenpunkten im Erzbistum Köln dazu, dass Ansätze einer diakonischen Pastoral vor Ort realisiert werden können. Pfarrbüros werden zeitig und fachlich entlastet, weil es nun einen klaren Ansprechpartner für alle die Menschen gibt, die sich hilfeschend an die Pfarrei wenden. Geplant ist, dass das Modell der Lotsenpunkte nun über die Pilotgemeinden hinaus in allen Seelsorgebereichen des Erzbistums Köln eingeführt wird.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> EG 49.
- <sup>2</sup> Spadaro, Antonio, Das Interview mit Papst Franziskus. Freiburg–Basel–Wien 2013, 47f.
- <sup>3</sup> Vgl. Luber, Markus, *Missio inter gentes und Evangelii gaudium*, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 98 (2014) 3–4, 254–268, 261.
- <sup>4</sup> Vgl. Sievernich, Michael, Das theologische Profil von Papst Franziskus/Pater Jorge Mario Bergoglio SJ, in: Theologisch–Praktische Quartalsschrift 163 (2015) 20–29, 20. Gruber, Franz, Kirchenbild und Kirchenreform bei Franziskus, in: Theologisch–Praktische Quartalsschrift 163 (2015) 30–42, 31. Mben, Joseph Loic, The Concept of „Poor“ in Evangelii gaudium, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 98 (2014) 1–2, 133–138, 133f.
- <sup>5</sup> Heribert Prantl, Kapitalismus tötet? Der Papst hat recht: Er proklamiert ein Konzept der solidarischen Ökonomie auf der Basis des Evangeliums, in: Süddeutsche Zeitung vom 7./8. Dezember 2013, 22.
- <sup>6</sup> Vgl. Francis X. D'Sa, das Evangelium Gaudii von Papst Franziskus, in Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, *Evangelii gaudium*. Stimmen der Weltkirche. Freiburg 2015, 21–40.
- <sup>7</sup> EG 3.
- <sup>8</sup> EG 7 zitiert hier: Benedikt XVI., Enzyklika „Deus caritas est“ an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 171. Bonn 2005, 11, Nr. 7. Dieser Satz wird auch im Aparecida-Dokument von CELAM, a. a. O., 27, Nr. 12 und 142, Nr. 243 zitiert. Kardinal Bergoglio hat an der Redaktion der Endfassung von Aparecida mitgewirkt.
- <sup>9</sup> Vgl. Hengsbach, Friedhelm, Die „Kapitalismus“-Kritik des Papstes Franziskus, in: Theologisch–Praktische Quartalsschrift 163 (2015) 43–53, 46f. Delgado, Mariano, Auf dem Weg zu einer pastoralen und missionarischen „Konversion“. Überlegungen zu Evangelii gaudium, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 98 (2014) 1–2, 142–147, 146.
- <sup>10</sup> EG 58.
- <sup>11</sup> Ursula Nothelle-Wildfeuer, „Eine Frage der Authentizität. Arme Kirche – Kirche der Armen“, in: Stimmen der Zeit 139 (2014) 9, 579–590, 586.
- <sup>12</sup> Vgl. Klaus Vellguth, In der Krise des gemeinschaftlichen Engagements, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, *Evangelii gaudium*. Stimmen der Weltkirche (ThEW 7), Freiburg 2015, 109–129.
- <sup>13</sup> Papst Franziskus, zitiert nach Delgado (s. Anm. 9), 142.
- <sup>14</sup> Vgl. Raimondo, Nancy, Franziskus, Der Papst vom Ende der Welt für die Welt. Zwei Pinselstriche seines Denkens und seiner Pastoral in Argentinien, in: Holztrattner (s. Anm. 11), 29–40, 38.
- <sup>15</sup> EG 186, 187, 197–198.
- <sup>16</sup> EG 187.
- <sup>17</sup> EG 198.
- <sup>18</sup> EG 198.
- <sup>19</sup> EG 198.
- <sup>20</sup> Vgl. EG 200.
- <sup>21</sup> EG 202.
- <sup>22</sup> Vgl. Krämer, Klaus, Das Reich Gottes als Horizont sozialen und gesellschaftlichen Handelns, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, *Evangelii gaudium*. Stimmen der Weltkirche (ThEW 7), Freiburg 2015, 279–290.
- <sup>23</sup> Rainer Maria Woelki, Das Programm Jesu: Das sehende Herz, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus, *Theologie und Diakonie*. Glauben in der Tat (ThEW 3), Freiburg 2013, 164–175, 174.
- <sup>24</sup> Diözesan-Caritasverband im Erzbistum Köln, Projekt Lotsenpunkte 2013–2015, Standards und Kernaufgaben für Lotsenpunkte im Erzbistum Köln (unveröffentlichtes Dokument), Köln 2015, 4.
- <sup>25</sup> Vgl. ebd., 16–19.

Barbara Ratayczak

# Lokale Kirchenentwicklung auf dem Land

Eine Geschichte aus dem äußersten Westen

*Die Bibel erzählt Geschichten von Gott und den Menschen. Geschichten erzählen gehört m.E. zu den wichtigsten Vollzügen unseres Glaubens. Auch ich möchte eine Geschichte erzählen: Die Geschichte der Kirchenentwicklung in der Weggemeinschaft Gangelt. Vielleicht findet der eine oder die andere darin Hilfreiches für die eigene Pastoral.*

## Ausgangssituation

Die Weggemeinschaft Gangelt besteht aus den Orten der Zivilgemeinde Gangelt, einem dörflichen Gebiet nördlich von Aachen. 9 Kirchen in 8 Dörfern zwischen 300 und 3000 Einwohnern sind zu einer Gemeinschaft der Gemeinden (GdG, wir nennen uns „Weggemeinschaft“) zusammengeschlossen. D.h. jede Pfarrei bleibt eigenständig, aber es gibt viele Kooperationspunkte und ein Pastoralteam, das für die Seelsorge in allen Orten zuständig ist.

Dezember 2008 – „Teamtag“ stand im Kalender des Pastoralteams. Die Motivation des Teams war an diesem Samstagmorgen zäh wie der Nebel auf den Rübenfeldern: Wird das wieder ein Tag mit viel Rede und wenig Effekt? Werden wir wieder neue Regelungen beschließen? Wir haben doch schon reichlich davon: die Gottesdienstordnung und viele andere Konzepte und Pläne. Aber – ja, aber! Am besten beschreiben wohl die folgenden Verse aus

der Offenbarung des Johannes das, was uns „damals“ fehlte:

„Ich kenne deine Werke und deine Mühe und dein Ausharren; Du hast ausgeharrt und um meines Namens willen Schweres ertragen und bist nicht müde geworden. Ich werfe dir aber vor, dass du deine erste Liebe verlassen hast“ (Offb 2,2a.3-4).

Wir hatten die Begeisterung verloren, die Freude an der Frohen Botschaft, die wir verkündigen wollten. Doch dieser Teamtag entzündete in uns diesen Funken der Begeisterung neu. Am Ende dieses Tages hatten wir alle den Eindruck: Ja, so hat Kirche eine Zukunft – mit uns und unseren Gemeinden. Der Referent, Christian Hennecke aus dem Bistum Hildesheim, hatte uns mit seiner Begeisterung angesteckt. Er hat uns vom Projekt der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ erzählt und uns mitgenommen in eine neue Welt des Kircheseins vor Ort.

Nachdem wir uns fast ein Jahr lang im Team mit dem Thema weiter beschäftigt hatten, fuhren wir im Februar 2010 mit etwa 40 Interessierten zu einem Workshop nach Hildesheim. Zum ersten Mal setzten sich auch die ehrenamtlich Engagierten mit Kirchenbildern auseinander und erlebten die Kraft des Bibelteilens. Bereits nach diesem Wochenende entstanden die ersten Initiativen, die sich zum Bibelteilen trafen.

## Der Beginn des Weges

Da Christian Hennecke und Gaby Viecens uns die weitere Begleitung unseres Prozesses zugesichert hatten, konnten wir in den Jahren 2010–2013 jährlich 3 Studientage für alle Interessierten anbieten. Diese Studientage mit ca. 30–50 Teilnehmer(inne)n bildeten bis 2013 das Rückgrat der Entwicklung in Gangelt.

Die Studientage beschäftigten sich mit diesen Themenschwerpunkten:

- Bewusstwerdung der eigenen Taufwürde und Berufung (Entdecken der eigenen Charismen)

- Merkmale einer Kirchengestalt der Zukunft (Nähe, Christusmitte, Sendung und Einheit).

Den Teilnehmer(inne)n gaben diese Studientage immer wieder einen großen Motivationsschub.

## Auswirkungen auf die Pastoral

Studientage sind eine Sache. Die gewonnene Motivation ins Alltagsleben umzusetzen, ist eine andere. Wir Hauptamtlichen stellten fest, dass wir nicht einfach so weiter arbeiten konnten wie bisher. Wenn wir von der Taufwürde aller sprechen, dann müssen gerade wir diese Taufwürde auch ernst nehmen und nicht alles vorsetzen und bestimmen wollen. So ringen wir im Pastoralteam immer wieder mit Formulierungen und Methoden, damit auch unsere gesamte Pastoral sich an einem partizipativen Kirchenbild orientiert. Hier exemplarisch einige Bereiche, in denen dies zum Tragen kommt:

### 1. Erstkommunionvorbereitung

Das Konzept der Erstkommunionvorbereitung steht immer wieder auf dem Prüfstand.

Wir möchten den Eltern das Gefühl geben, dass wir ihnen die religiöse Erziehung ihrer Kinder, die sie bei der Taufe versprochen haben, nicht aus der Hand nehmen, sondern sie dabei begleiten. An einem ersten Abend versuchen wir, die Eltern ins Gespräch zu bringen über ihre Erwartungen an die Zeit der Erstkommunionvorbereitung.

An einem zweiten Elternabend erarbeiten wir dann einen Terminplan, der die Ideen der Eltern mit unseren Möglichkeiten verknüpft. Es wird nur das realisiert, wo auch genügend Eltern zur Mitwirkung bereit sind. So geben wir Raum für eigene Initiativen und Engagement der Eltern.

Z. B. haben die Eltern aus drei kleinen Gemeinden die Vorbereitungsstunden unter

sich aufgeteilt statt wie bisher die Leitung der Kindergruppe an eine Katechetin zu delegieren.

In einer größeren Gemeinde wurde ein Gottesdienst zur Eröffnung eines Fußballturniers gefeiert.

Der Gestaltung von Familienmessen haben wir einen größeren Stellenwert eingeräumt, um den Familien religiöse Erfahrung und Erfahrung von Gemeinschaft zu ermöglichen. Immer wieder ermutigen wir die Eltern auch, sich an der Gestaltung dieser Familienmessen zu beteiligen.

### 2. Familienmesskreis

Ein Kreis von Frauen, der sich vor einigen Jahren gefunden hat, um Familienmessen vorzubereiten, entwickelt sich weiter. Die Treffen der Gruppe werden nicht von Anfang an auf die Frage ausgerichtet: Wie organisieren wir an diesem bestimmten Sonntag eine möglichst attraktive Liturgie für Familien? Jedes Treffen beginnt mit dem Bibelleilen zum Evangelium des betreffenden Sonntags. Auch wenn das Evangelium schwierig war, fanden wir darin bisher jedes Mal die Botschaft Gottes an uns und über diese Beschäftigung mit dem Text dann auch einen Gedanken, aus dem wir die Messe gestalten konnten. Schließlich ist die Gruppe mittlerweile so offen für neue Mitglieder, dass sie nach der Erstkommunion alle Katechetinnen des Jahrgangs zur Mitarbeit einlädt ohne einzelne Personen auszusuchen. Die Aufgabe, die sich dieser Kreis stellt, erweitert sich zusätzlich weg von der Gestaltung der Sonntagsmesse hin zu kreativen Angeboten, die den Glauben in ihrem eigenen Ort lebendig halten, wie z. B. einem Lagerfeuergottesdienst oder einem Bußgottesdienst im Advent.

### 3. Begegnungsabende

Im Jahr 2013 boten wir monatliche Begegnungsabende mit Bibelleilen und Gedankenaustausch zur Kirchentwicklung an.



Die Teilnehmerzahlen waren nicht allzu ermutigend, aber an einigen Abenden gab es Gespräche, die uns wirklich weiter brachten. Besonders die Reflexion der Studientage erwies sich als äußerst fruchtbar.

#### 4. Kirchencafé

In einem Dorf waren die Teilnehmer an der Sonntagsmesse anschließend zum Kirchencafé eingeladen. Beim gemeinsamen Frühstück in der Kirche wurden auch Informationen über das Dorfleben präsentiert. Dorf- und Kirchenleben waren nicht mehr zu trennen.

### Schritte auf dem Weg – auch Zweifel gehören dazu

Immer wieder haben wir den Eindruck: Wir treten auf der Stelle, es bewegt sich nichts, die „Außenwirkung“ bleibt aus. Die Teilnehmerzahlen bei den verschiedenen Angeboten nehmen wieder ab, manche Initiative stirbt auch wieder. Einmal haben wir vom Pastoralteam bei einem Studientag diesen Eindruck geäußert und waren sehr überrascht über die Reaktion der Ehrenamtlichen: „Aber es hat sich doch schon so viel getan!“ Unsere Wahrnehmung war also eine andere als die der Menschen in den Pfarreien. Sicher fehlt uns oft einfach die Geduld.

Immer wieder befielen besonders die hauptamtlichen Laien in der Seelsorge, Selbstzweifel: Sind wir nicht letztlich überflüssig, wenn alle Kirche sind? Ist es dann nicht sogar unser Ziel, uns selbst überflüssig zu machen? Wieder haben uns die Ehrenamtlichen ermutigt mit ihrer völlig anderen Sicht der Dinge: „Wir brauchen Euch. Ihr müsst die Vision einbringen und lebendig halten.“

### Der Prozess der Visionsentwicklung

Der Weg wurde immer unübersichtlicher. Anfangs hatten wir gedacht, so etwas wie

eine Methode an die Hand zu bekommen, die geradlinig zu einer Neugestaltung unserer Pastoral führen würde. Auf einem Schaubild sah unser neuer Prozess zunächst aus wie ein roter Faden, doch dann wurde daraus ein Gewirr oder vielleicht ein Netz. Denn der Weg veränderte sich unter unseren Füßen. Der Sprachgebrauch zeigt es: Wir erkannten, dass die Rede von „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ irreführend war. Es ging und geht nicht darum, neue Gruppen zu gründen, die möglichst klein und christlich sind, sondern es geht um eine Erneuerung und Weiterentwicklung unseres Kirchenbildes aus dem Wort Gottes heraus. Daher sprechen wir zur Zeit von der „Lokalen Kirchenentwicklung aus dem Wort Gottes“. Um auf diesem Weg weiter zu gehen, sind zwei Voraussetzungen unverzichtbar: Erstens ist das Ganze ein geistlicher Prozess, immer wieder getragen von Gebet und Gottesdienst, sprich von Erfahrungen der Nähe Gottes, denn letztlich ist es Jesus Christus, der seine Kirche gestaltet – durch uns. Zweitens brauchen wir ein Ziel, ein Bild einer Kirche der Zukunft, wir nennen es Vision. Doch wie kommt man zu einer tragfähigen Vision, die kein Trug- und Traumbild einiger Weniger ist, sondern eine vom Geist inspirierte Zukunftsperspektive?

Es reicht nicht aus, wenn wir die Vision des Pastoralteams formulieren, sie den Menschen in den Orten präsentieren und dann hoffen, dass möglichst viele damit einverstanden sind. Die philippinischen Methoden zielen darauf, möglichst viele an dieser Visionsentwicklung zu beteiligen. Darin besteht für uns eine große Schwierigkeit: Wie können wir erfahren, wie sich die Menschen in unseren Orten die Kirche der Zukunft vorstellen? Im Jahr 2013 stellten wir ein Team aus Haupt- und Ehrenamtlichen zusammen, dass genau an dieser Frage weiterdenken und –arbeiten soll, das Kirchenentwicklungsteam. Dieses Team hat seine Arbeit Anfang 2014 aufgenommen und wird auch weiter für die Lebendigkeit des Prozesses der Kirchenentwicklung in der Weggemeinschaft Gangelt Sorge tragen.

Zunächst liegt der Augenmerk dieses Teams vor allem darauf, die Pfarreiräte und den GdG-Rat einzubeziehen und für das Thema zu gewinnen. Dazu sollen auch weiter Studientage dienen, die wir nun aus eigener Kraft gestalten.

## **Austausch im „weltweiten Netz“**

Der Anstoß und die Begleitung zu unserem Prozess kommen aus dem Bistum Hildesheim. Doch die Idee ist viel umfassender. Die Idee der „Basic Christian Communities“ entwickelte sich in Asien, Afrika und Lateinamerika unter unterschiedlichen sozialen und politischen Bedingungen. Bis heute können wir daher von den Schwestern und Brüdern auf diesen Kontinenten viel lernen. Die Bilder und Erfahrungen einer Reise in die Ursprungsländer dieser Bewegung sind so wertvoll, dass sie die Mühen und Kosten wirklich lohnen, allen anfänglichen Zweifeln zum Trotz.

Doch auch im deutschsprachigen Raum gibt es Vernetzungen: In Hildesheim und Zürich haben wir engagierte Partner, immer wieder gibt es Kongresse wie Kirche2 in Hannover, und auch auf Katholikentagen treffen sich Menschen aus verschiedenen Orten, die mit der gleichen Idee versuchen, der Kirche ein zukunftsfähiges Gesicht zu geben.

## **Zur Rolle des Pastoralteams**

Die Frage nach der Rolle der hauptamtlichen Seelsorger(innen) ist eng verknüpft mit der Frage, ob dieser neue Weg des Kircheseins ein Weg „von oben“ oder „von unten“ ist. Ganz klar, so scheint es auf den ersten Blick, es muss ein Weg „von unten“ sein. Wenn die Christen in den Pfarreien nicht aus dem Bewusstsein ihrer eigenen Berufung heraus handeln, wenn sie - wie wir es ihnen lange in den Mund gelegt haben - immer noch dem „armen Pastor helfen, der das alles nicht alleine schafft“, dann bleibt unser Kir-

chesein in dem alten hierarchischen Gefüge verhaftet.

Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Andererseits haben uns die Interessierten an unseren Studientagen ja schon signalisiert: Wir brauchen eure Inspiration und Vision. Kirchenentwicklung kommt nur dort in Gang, wo die verantwortlichen Priester oder das Pastoralteam den Anstoß geben und ihre Gemeinden erst einmal auf die Idee bringen, dass es diese neuen Wege geben könnte. Aber es geht ja nicht einfach darum, irgendeine neue Idee umzusetzen, die vom nächsten Pfarrer wieder durch die nächste Idee ersetzt wird. Es geht darum, mit den Menschen Glaubenswege für unsere Zeit zu entdecken und zu begleiten. Dies geht nicht in den alten Rollen. Wer zu neuen Wegen inspiriert, muss auch selbst bereit sein, auf neue Art und Weise zu leiten. Darin besteht oft die größte Herausforderung dieses Weges. In einer partizipativen Kirche haben alle aus ihrer Taufwürde heraus die Kompetenz, Kirche und Glauben zu gestalten. Damit endet die Zeit der „Glaubensexperthen“, die alles schon wissen, die Konzepte vorgeben, die nur noch umgesetzt werden müssen.

## **Schlussfolgerungen**

Wie enden Geschichten? Wenn sie ein Happy-End haben, enden sie manchmal mit einer Hochzeit. Aber das ist ja gerade wieder ein Anfang. Für die Geschichte der Kirchenentwicklung gibt es kein Ende. Nur immer wieder neue Anfänge und Aufbrüche. So bitten uns immer wieder andere Seelsorger(innen) oder Engagierte aus anderen Orten: Erzählt uns von euer Geschichte! Die anschließenden Gespräche kreisen meist um die Frage: Und wie können WIR anfangen? Deshalb hier noch einige Rückschlüsse und verallgemeinernde Beobachtungen aus dem Erzählten:

Die Weggemeinschaft Gangelt entstand nicht erst 2008. Schon 20 Jahre zuvor „mussten“ die ersten beiden der 8 Dörfer

kooperieren, weil sie „nur noch“ einen gemeinsamen Pfarrer hatten. Während dieser Zeit entstand das erste Bewusstsein für die Notwendigkeit von Veränderung und Kooperation. Nach und nach wuchs die Gemeinschaft der Gemeinden auf 3, 5, schließlich auf 8 Dörfer. Es kamen neue Pfarrer, im Team gab es immer wieder personelle Wechsel. Veränderungen brauchen also viel Zeit und Geduld. Schien jedoch vor 20 Jahren noch ein gewisser Zentralismus die Lösung der Probleme zu sein, suchen wir heute eher nach Lösungen, die den Menschen in ihren Orten genügend Selbstständigkeit lässt. Von dem damals grundgelegten Gemeinschaftsempfinden der Dörfer profitieren wir aber heute noch. Manche gemeinsamen Projekte und Veranstaltungen stiften eine „Weggemeinschafts-Identität“, die hilft, nach dem Subsidiaritätsprinzip Pastoral zu gestalten: So viel Gemeinsames wie nötig, so viel Eigenes wie möglich.

Viele Handlungsleitfäden orientieren sich an dem Modell „Sehen – Urteilen – Handeln“. Selbst Studientage sind oft so aufgebaut. Leider führt der erste Schritt, die Situationsanalyse oft schon zu einer so depressiven Grundstimmung bei den Gesprächspartnern, dass es schwerfällt, Auswege und Alternativen in der Krise zu entdecken. Auch in der Weggemeinschaft Gangelt erliegen wir immer wieder dieser Versuchung.

Der Blick auf den „Ist-Zustand“ muss aus anderer Perspektive erfolgen, um uns zu Auswegen bzw. zu neuen Wegen zu inspirieren! Wenn wir lernen, von dem her zu sehen, was uns wirklich begeistert an unserem Glauben, lernen wir eine neue Art der Konzentration auf das Wesentliche.

Beispiele:

### *1. Kirchenraum und Gottesdienst*

Die Kirchen werden immer leerer – ja, aber die meisten Christen, die sich dort ver-

sammeln, kommen aus Überzeugung. Sie kommen nicht, um einer Sonntagspflicht zu genügen. Sie kommen nicht, weil man das sonntags so macht. Sie kommen, weil sie wollen. Aber wenn Menschen zu den Gottesdiensten kommen, weil sie sich bewusst dazu entscheiden, dann kommen sie nur wieder, wenn sie sich dort wohl fühlen. Daraus ergibt sich die Empfehlung, Gottesdienste sorgfältig zu gestalten und die Vielfalt der Möglichkeiten zu nutzen. Gerade in ländlichen Gemeinden muss nach alltagstauglichen Formen gesucht werden, die Menschen von heute ansprechen.

Es darf in den verschiedenen Orten eine „mixed economy“ geben. Damit bezeichnet die anglikanische Kirche das Nebeneinander von traditionellen Formen und neuen Gestalten des Glaubens. Beides ist nötig. In den traditionellen Formen liegt die Verwurzelung, ohne die kein Wachstum möglich ist. Ohne Wachstum jedoch, und zwar ausdrücklich auch in neuen Formen und Gestalten, wird die Kirche den Anschluss an die suchenden Menschen der Gegenwart verpassen.

Im Sommer 2015 startet eine Initiative für eine Familienkirche. Sie antwortet auf die Nachfrage junger Familien nach regelmäßigen Gottesdiensten für Kinder und Familien. Das ist sicher keine Neuerung, aber in unserer Struktur ein wichtiger Schritt.

### *2. Charismenorientierung und Bewusstsein der eigenen Taufwürde*

Die Frage, wen wir erreichen, ist auch die Frage, wie wir auf Menschen zugehen. Allzu oft suchen wir nach „jemandem für...“, d.h. wir haben schon festgelegt, wie das Engagement der Menschen aussehen soll; wir suchen Lektor(inn)en, Kommunionhelfer(innen), Katechet(inn)en usw. Wir sind noch ungeübt darin, Menschen zu fragen, welche Gabe sie denn in das Leben der Gemeinschaft einbringen möchten, ohne sie zuvor auf bestimmte Tätigkeiten festzulegen.

Umgekehrt sind für viele Christen in unseren Orten Priester und hauptamtliche Laien Garanten eines „religiösen Programms“, bei dem ebenfalls Teilnahme gefragt ist. Engagement im engen religiösen Bereich (Gottesdienste und Katechese) wird häufig mit der Begründung übernommen: „Das schafft der Pastor sonst nicht alleine.“ Das Bewusstsein für die eigene in Taufe und Firmung geschenkte Berufung ist bei vielen nicht vorhanden und kann nur langsam geweckt werden.

Ein ganz erstaunliches Erlebnis machten wir mit der Ausschreibung eines liturgischen Fortbildungsangebotes. Statt „Ausbildungskurs für neue Wortgottesdienstleiter(innen)“ nannten wir den Kurs „Gestaltung und Leitung von Wortgottesdiensten“. Es nahmen 12 Interessierte an diesem Kurs teil, die aber tatsächlich noch nicht wissen, ob sie später Wortgottesdienste leiten werden. Sie haben aber in der Ausschreibung wahrgenommen, dass sie mit ihrem Interesse erst einmal kommen dürfen, ohne direkt rekrutiert zu werden.

### *3. Rolle der Hauptamtlichen*

Die größeren pastoralen Räume (GdG, fusionierte Gemeinden) stellen neue Anforderungen an die Hauptamtlichen in der Pastoral.

Pastorale Teams tragen Verantwortung für die geistliche Orientierung der Gemeinden, in denen sie tätig sind. Gerade weil pastorale Teams keine Gruppen sind, die sich aus Sympathie zusammengefunden haben, erscheint es notwendig, die gemeinsame Orientierung immer wieder neu in den Blick zu nehmen und an ihr zu arbeiten. Dazu wäre es wünschenswert, wenn in diesen Teams eine Gesprächskultur eingeübt würde, wie sie auch für die Gemeinden anzustreben ist: „auf Augenhöhe“, d. h. ohne hierarchische Machtpositionen. Im Vordergrund steht die gemeinsame Verantwortung für den Schatz des Glaubens.

Was uns häufig zu schaffen macht, sind die langen Entscheidungswege in großen

pastoralen Räumen. Wenn die gewählten Gremien zu einer Idee Stellung beziehen, in ihre Umsetzung eingebunden werden sollen, braucht es häufig Wochen und Monate, bevor etwas passiert. Dabei versickert manch Rinnsal lebendigen Wassers im Dickicht von Sitzungen und Terminen. Die Hauptamtlichen sehen sich hier vor der schwierigen Gratwanderung, dem Neuen Lebensräume zu schaffen, ohne Engagierte in den Orten zu übergehen und Partizipation außer Acht zu lassen.

Was nicht zu fordern, sondern in der Pastoral eigentlich nur in Erinnerung zu rufen ist: Geistliche Prozesse wie die der Kirchenentwicklung erfordern Zeiten des Gebetes, der eigenen geistlichen Weiterentwicklung. Dies gilt für pastorale Mitarbeiter, für Teams und auch für Menschen in den Gemeinden. Es wird immer notwendiger, in unserer Gesellschaft Räume zu suchen und zu schaffen, wo Menschen die Gegenwart Gottes erleben können. Wenn pastorale Teams versuchen, solche Räume mit den Menschen vor Ort zu schaffen und zu pflegen, kann dies nur gelingen, wenn sie selbst von den Menschen als geistlich Suchende, von Jesus Christus Ergriffene erlebt werden.

Positive Aufbrüche wachsen langsam. Sie können nicht aus dem Boden gestampft werden, so dass sie in einer einmal eingeführten Form Bestand haben. Sie verändern sich mit den Menschen, die in ihnen versuchen, ihrem Glauben heute Gestalt zu geben. In diesem Sinne sind auch alle Aufbrüche und neuen Erscheinungsformen von Kirche mit spirituellen Prozessen verbunden. Keine Strukturreform kann ersetzen, dass Menschen die Kraft Gottes in seinem Wort erleben, dass sie die Begegnung mit dem auferstandenen Christus suchen und die selbst erfahrene Liebe Gottes weiter schenken.

So ist es möglich, in einer Kirche des 21. Jahrhunderts die Begeisterung wach zu halten, die am Pfingstfest die Apostel ergriff. Denn ohne die Zeugen, die von ih-

rer eigenen Ergriffenheit und Begeisterung Zeugnis ablegen, hat die Kirche heute wie damals kaum eine Chance. Allerdings ist auch diese Begeisterung nicht „machbar“, sie ist Geschenk. Aber es ist nicht auszuschließen, dass es möglich ist, an einer Kirchengestalt zu bauen, die auch heute die Begeisterung für das Leben mit Jesus Christus wach hält oder neu weckt.

---

Bernward Mezger

## Pastoral unter Ungetauften

Ein Erfahrungsbericht aus der Militärseelsorge

---

„Gott hasst Feiglinge!“ Ein bei Untergebenen wie Vorgesetzten wegen seiner menschlichen und fachlichen Qualitäten hoch geschätzter Offizier hat sich mit diesem Filmzitat<sup>1</sup> auf einer Tafel vor dem Kompaniegebäude seiner Fallschirmjäger-Kompanie selber ein Denkmal gesetzt. Er ist bekennender Atheist und legt großen Wert darauf, nicht religiös vereinnahmt zu werden. Einige Monate nach seiner Verabschiedung vom Standort kommt es zu einer zufälligen Begegnung mit dem Militärpfarrer, der sich die Bemerkung nicht verkneifen kann, er finde es interessant, dass ein Atheist zu wissen meine, dass Gott Feiglinge hasst. Aus seiner Sicht wäre es treffender zu sagen: Gott liebt die Tapferen, aber die Schwachen liebt er auch. Die kleine Frotzelei hat den herzlich freundschaftlichen Kontakt zwischen dem Offizier und „seinem“ Militärpfarrer durchaus befördert. Jedenfalls ist die Erinnerungstafel ganz entgegen der Intention des Stifters immer wieder einmal Stein des religiösen Anstoßes und damit Impuls für das Gespräch über Gott, an dem sich Christen, Atheisten, Muslime und religiös „Naturbelassene“ am Standort teils vehement streitend, teils fragend und aufmerksam zuhörend beteiligen.

Auch in ihrer konfessionellen Zusammensetzung ist die Bundeswehr Spiegel der Gesellschaft; sie ist es auch nach dem Aussetzen der Wehrpflicht geblieben. Soldaten kommen aus allen Schichten und gesellschaftlichen Milieus. Der Bildungsstand reicht vom Schulversager über den Handwerksmeister bis hin zum Akademiker, die Altersspanne von 17 bis Mitte 60, wobei die weitaus meisten Soldaten als „Soldaten

auf Zeit" (SaZ) zwischen 20 und Ende 30 Jahre alt sind. Zwar liegen zur Zeit keine genauen Daten über die religiöse Orientierung der Soldatinnen und Soldaten vor; die Süd-Nord- bzw. West-Ost-Gefälle führen auch zu teilweise sehr unterschiedlichen Realitäten zwischen noch existierenden traditionell katholischen Milieus einerseits und weitgehend religionsfreien Räumen andererseits. Dennoch zeigt sich überschlüssig, dass fast 50 Prozent der Bundeswehrangehörigen überhaupt keiner Kirche oder Religion zugehörig sind. Weniger als ein Viertel gibt an, katholisch zu sein; die Anzahl der evangelischen Kirchenmitglieder liegt wohl knapp darüber. Um fünf Prozent bekennen sich zu einer muslimischen Glaubensrichtung; Einzelne geben sich als Neupapst, Jeziden, Juden oder Anhänger anderer Religionen zu erkennen.

Militärseelsorge als der vom Staat gewünschte und von der katholischen und der evangelischen Kirche geleistete Dienst an den Soldatinnen und Soldaten ist ein *Angebot*, das ungeachtet einer religiösen und milieuhaften Prägung allen Soldaten und ihren Familien gilt. Daraus ergeben sich für die Seelsorger und Seelsorgerinnen<sup>2</sup> besondere Chancen, aber auch Herausforderungen.

Seelsorge lebt vom Vertrauen. Die besondere Stellung der Militärseelsorger, außerhalb der militärischen Kommando- und Befehlsstruktur stehend und trotzdem stark in den Truppenalltag integriert, ist eine Grundlage dieser Vertrauensstellung. Dazu kommen persönliche Präsenz, Verschwiegenheit und nicht zuletzt eine erkennbare, glaubwürdige und zugleich unaufdringliche Spiritualität. Die christliche Botschaft gewinnt ihre Glaubwürdigkeit nicht losgelöst von ihrem Verkünder.

## Aufmerksamkeit

Die meisten Soldaten kennen „ihren“ Militärpfarrer, auch wenn sie seiner Kirche gar nicht angehören. Sie begegnen ihm im Dienstalltag der Kaserne, beim Lebenskundlichen (Ethik-) Unterricht, während der

manchmal wochenlangen Übungsplatzaufenthalte und mit besonderer Intensität im Auslandseinsatz. Mit feinem Gespür für die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit und Wertschätzung nehmen sie wahr, dass hier jemand bei ihnen ist, dem es zuerst um sie selber und nicht zuerst um einen militärischen oder anderweitigen Auftrag und dessen Erfolg geht. Beim Seelsorger zählen nicht Dienstgrad und Stellung, sondern schlicht der Mensch. Militärseelsorger haben die wunderbare Freiheit, jeden Tag konsequent die ihnen anvertrauten Menschen in den Blick zu nehmen und sie zu begleiten, ohne einen kirchlichen „Betrieb“ organisieren oder am Laufen halten zu müssen. „Begleiten“ ist durchaus wörtlich zu verstehen. Es meint Mitgehen beim Marsch im Gelände oder Mitleben an Bord, Mitspringen bei Luftlandeoperationen und Mitreisen in die Übungs- und Einsatzgebiete. Der Militärpfarrer wird, ohne Soldat zu sein, als „einer von uns“, als Kamerad wahrgenommen. Damit wird für Soldaten erfahrbar, was als Grundlage christlicher Theologie in der territorial organisierten Pastoral häufig erst wieder freigelegt werden muss: die Gegenwart Christi, von dem die Schrift bezeugt, „... und (er) hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14). Dabei brauchen die Seelsorger um der Unaufdringlichkeit ihrer Verkündigung willen die Gelassenheit des Sämans, der weiß, dass die Erde von selbst ihre Frucht bringt (Mk 4,26ff.).

## „Herr Pfarrer, Sie schickt der Himmel!“

Am Ende eines Leistungsmarsches von circa 24 km sind die Rekruten in der Grundausbildung gründlich erschöpft. Zwei Tage und Nächte im Biwak mit wenig Schlaf und viel körperlicher Anstrengung liegen hinter ihnen. Am Ziel des Marsches, wenn die Erschöpfung sich mit dem Stolz auf das Erreichte verbindet, ist Verpflegung noch in weiter Ferne. Der Seelsorger, der für jeden Soldaten einen Schokoriegel mitgebracht hat, schaut in leuchtende Augen. „Herr Pfarrer, Sie schickt der Himmel!“, entfährt es einem, der auf dem Weg besonders gelitten hat. Der Pfarrer wendet sich zu den

Umstehenden und sagt: „Der hat's verstanden!“. Tatsächlich sind es häufig nicht die großen Worte, sondern die kleinen Gesten, an denen auch und gerade diejenigen, die keine Erfahrung mit Religion haben, merken, dass hier einer weiß, was ihnen fehlt (Mk 10,51). Das Gespür eben dafür wächst aus der Bereitschaft, den Dienst der Kirche als *Wegbegleitung* zu verstehen und dies konsequent zu praktizieren.

## Rat und Hilfe

Auf dem Hintergrund dieser Erfahrung kommen Soldatinnen und Soldaten mit ihren persönlichen und dienstlichen Fragen und Problemen dann auch gerne zum Pfarrer. Ihm können sie sich anvertrauen; von ihm erwarten sie Unterstützung und Orientierung, manchmal in verhältnismäßig einfachen, oft gerade in sehr existenziellen Fragen ihres soldatischen Selbstverständnisses, ihrer persönlichen Lebensführung oder aus dem Bereich ihrer Familie. Seelsorgerliche Gespräche münden manchmal in ganz praktische Vereinbarungen zum weiteren Vorgehen in einer bestimmten Sache. Nicht selten aber steht am Ende auch das Angebot eines gemeinsamen Gebetes, manchmal sogar auch ganz an Anfang die Frage des Soldaten: „Können Sie mit mir beten?“

## Rituale

Eine besondere Bedeutung hat das Angebot der Militärseelsorge in Situationen, in denen der ganze Ernst des Soldatenberufes deutlich wird. Das sind insbesondere Einsatzverabschiedungen, bei denen Gebet und Segen, vor allem aber die Michaelsmedaillen oder andere Segenszeichen bei den Einsatzgehern sehr gefragt sind. Es sind die Gedenkfeiern an den Jahrestagen des Todes gefallener Kameraden, die in den Einheiten in hohen Ehren gehalten werden. Gerade hier gilt es, in großer Sensibilität der Versuchung zu widerstehen, den Ungetauften und Kirchenfernen einen christlichen Got-

tesdienst überzustülpen nach dem Motto „Heute hat der Herr sie in meine Hand gegeben“ (1 Sam 24,11). Dankbar sind die teilnehmenden Soldaten, wenn sie in ihrer persönlichen Betroffenheit abgeholt werden und diese mit taktvoller Bescheidenheit und persönlichem Bekenntnis des Seelsorgers in den Horizont der christlichen Hoffnung gestellt wird. So wächst die Bereitschaft, sich auch für das anschließende Gebet zu öffnen und den Zuspruch des Segens anzunehmen.

Unter hoher öffentlicher Aufmerksamkeit steht die Verkündigung der Kirche bei Trauerfeiern für im Dienst umgekommene oder im Einsatz gefallene Soldaten. Unaufdringlichkeit und Plausibilität der Verkündigung in solchen Augenblicken stellen besondere Anforderungen an die Persönlichkeit und Sprachfähigkeit der Seelsorger.

## Notfallseelsorge

„Herr Pfarrer, ich brauche sie!“ Der Anruf des Kompaniechefs, der in jedes Gespräch mit dem Pfarrer mit der Floskel „Ich als Atheist...“ einzubauen pflegte, kommt überraschend. Ein Soldat seiner Kompanie ist bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen; jetzt geht es darum, die Angehörigen zu besuchen. In Situationen, die denen der Notfallseelsorge entsprechen, erscheint auch solchen, die sonst der Kirche durchaus ablehnend gegenüberstehen, der seelsorgerliche Dienst unverzichtbar. Nicht, weil es die Dienstvorschrift so vorsieht, sondern weil sich auch erfahrene militärische Führer hier Unterstützung erhoffen, die niemand sonst besser zu geben vermag. Die Einstellung des Kompaniechefs zum seelsorglichen Angebot der Kirche hat sich an diesem Tag jedenfalls fundamental verändert.

## Anstöße und Antworten

Militärseelsorger erteilen im staatlichen Auftrag den berufsethischen Unterricht, der bei der Bundeswehr als „Lebenskundlicher Unterricht“ bezeichnet wird. Hier

kommen neben den militärelischen Fragen vor allem auch solche nach dem Selbstverständnis der Soldaten, ihren Menschenbildern, Werten, Zielen und kulturellen Prägungen zur Sprache. Die Teilnahme an diesem Unterricht ist für die Soldaten grundsätzlich verpflichtend, weshalb dies kein genuiner Ort kirchlicher Verkündigung sein kann. Allerdings lernen Soldatinnen und Soldaten „ihren“ Pfarrer hier auch persönlich kennen und kommen mit ihm in Kontakt. Am Rande der Unterrichte, die überwiegend in Seminarform außerhalb der Kaserne durchgeführt werden, ergeben sich zahlreiche Gelegenheiten zum persönlichen Gespräch. Da werden nicht selten Fragen nach den Grundlagen des Glaubens gestellt, auf die zu antworten die Bereitschaft voraussetzt, sich auch persönlich greifbar und damit angreifbar zu machen. Die Vereinbarkeit von christlichem Glauben und Vernunft, die Papst Benedikt XVI. immer wieder darzulegen ein besonderes Anliegen war, wird hier persönlich abgefragt. An diese Gespräche wird häufig später im Dienstalltag wieder angeknüpft. Auch diese Begegnungen, die manchmal in sehr intimem Gesprächsrahmen, manchmal auch in robuster Diskussion stattfinden, gelingen am besten in der Haltung der Gelassenheit des Sämans (Mk 4,26 f.).

## **Einsatzbegleitung**

Als pastorale Intensivstation darf die seelsorgerliche Einsatzbegleitung verstanden werden. Weit entfernt von ihren Angehörigen und Freunden, oft monatelang getrennt von allem, was ihnen wichtig ist, und zurückgeworfen auf häufig harte und belastende Situationen, von Einsatzszenarien bis hin zur Unterbringung, erleben auch ungetaufte Soldaten die Seelsorge als Oase. Der Seelsorger, der die Lebensbedingungen der Soldaten teilt, gewinnt nicht zuletzt dadurch an Akzeptanz; und Verkündigung in der Situation existenzieller Konfrontationen mit sich selber, mit Leid, Not oder Gewalt, öffnet tatsächlich

Horizonte. Ein Praxisbeispiel: In einem eigentlich schon an die afghanische Armee übergebenen Feldlager bewachen noch ungefähr 60 deutsche Soldaten eine Baustelle. Sie sind dort jeweils für vier Wochen unter primitiven Bedingungen untergebracht, müssen sich von Fertiggerichten aus Einmannpackungen ernähren und sind von nahezu jedem Komfort abgeschnitten. Zum Besuch dieses Feldlagers werden in Absprache mit dem verantwortlichen Offizier Grillgut und ansonsten schwer zu beschaffende Getränke organisiert. Da der Besuch an einem Sonntag stattfindet, lädt der Pfarrer vor dem Grillabend zu einer kleinen Abendandacht ein, wohl wissend, dass der weitaus größte Teil der Soldaten normalerweise keinen Gottesdienst besucht. Aber das Angebot ist offen; wer mitbeten und singen will, ist ebenso willkommen wie der, der sagt, ich weiß zwar nicht, was hier passiert, aber ich höre es mir mal an. Wer nicht teilnehmen möchte, geht beiseite und stört die Feier möglichst nicht. Die anschließende Einladung zum Essen und Getränk ist ausdrücklich nicht mit der ersten verknüpft. Erstaunlicherweise nehmen bis auf die Wachhabenden ausnahmslos alle Soldaten an der Andacht teil. In deren Mittelpunkt steht die Erzählung vom Jakobskampf (Gen 32,23-33), die auf die Situation des Einsatzes hin gedeutet wird, mit dem Akzent auf Gott, der mich zum Ringen mit ihm und seinem Auftrag für mich und damit zum Ringen mit mir selber fordert. Beim anschließenden Mahl diskutieren an vier Tischgruppen Christen, Muslime und Atheisten fast eine Stunde intensiv über ihre Gottesbilder und religiösen Vorstellungen miteinander, ohne dass der Pfarrer das Gespräch angeleitet hätte. Ein kleines Pfingsten, mitten im scheinbar gottverlassenen Afghanistan.

## **Laienapostolat**

Der Erfahrungsbericht eines Militärseelsorgers vom Dienst unter Ungetauften ist zwangsläufig von einer gewissen Einsei-



tigkeit. Es würde aber ein wesentliches Standbein der Militärseelsorge fehlen, wenn nicht das Laienapostolat in diesem Zusammenhang zumindest erwähnt wird. Das Zeugnis gläubiger Kameraden und Kameradinnen, die eben nicht zum hauptamtlichen Personal der Kirche gehören und deshalb in den Augen der Soldaten hinsichtlich ihrer Absicht erst mal unverdächtig sind, gewinnt immer mehr an Bedeutung. Gerade in Extremsituationen wie Einsatzbelastung, der Konfrontation mit Leid, Grausamkeit und Tod, zeigt sich, dass gläubige Christen mit den Herausforderungen des soldatischen Dienstes häufig anders umgehen als „religiös Unmusikalische“ (Jürgen Habermas). Deshalb erscheint es um so dringlicher, auch beim Laienapostolat den Schwerpunkt von der Organisation in Gremien<sup>3</sup> und Verband<sup>4</sup>, so wert- und verdienstvoll diese auch bleiben, zum gelebten und gesprochenen Zeugnis gegenüber den Nichtchristen im Alltag zu verlagern. Dazu braucht es die geistliche Anleitung und religiöse Weiterbildung durch die Seelsorger, die in den sogenannten Intensivmaßnahmen<sup>5</sup> der Militärseelsorge ihren Raum haben.

## Erwachsenentaufe

Im Frühjahr 2011 war der Großteil des damaligen Zweibrücker Fallschirmjäger-Bataillons in Kunduz, Afghanistan, im Kampfeinsatz. Kurz nach dem Einsatzen meldete sich am Standort ein 35-jähriger Soldat: „Ich möchte getauft werden, überlege aber noch, ob katholisch oder evangelisch.“ Bis zur Taufe des Soldaten war es noch ein längerer Weg mit intensiven Glaubensgesprächen, gemeinsamen Erlebnissen im Truppenalltag, dem Vermitteln geistlicher Erfahrungen in Gebet und Gottesdienst und schließlich der Vorbereitung auf die Feier der Taufe, den Empfang der Firmung und der Eucharistie. Zwei Jahre nach seiner Taufe hat dieser Soldat als Unterstützer und Sicherungssoldat seinen Militärpfarrer über viereinhalb Monate

in Afghanistan begleitet. Auch an seinem neuen Wohn- und Dienstort feiert er regelmäßig die Hl. Messe mit und bietet sich in der Pfarrgemeinde als Mitarbeiter an.

Die Taufe von Erwachsenen kommt in der Militärseelsorge vermutlich häufiger vor als in den meisten Pfarreien unseres Landes. Sie ist gleichwohl nicht alltäglich. Kirche unter überwiegend Ungetauften ist selbstverständlich missionarisch; sie ist aber kein staatlich abgesichertes Missionsunternehmen. Der Dienst der Kirche an den ihr anvertrauten Menschen hat sich zuerst daran zu orientieren, was sie brauchen. Wenn Soldatinnen oder Soldaten dadurch zum Glauben kommen, ist das ein schönes Erlebnis, aber es ist alles andere als zwingend.

## Schlussfolgerungen

Die besondere Chance der Seelsorge unter Ungetauften besteht in der konsequenten Absicht und der strukturellen Möglichkeit, Menschen zu erreichen, die religiös nicht sozialisiert, aber auf dem Hintergrund ihrer Lebenserfahrung zumindest ansatzweise offen sind für religiöse Botschaften. Hier kann die Kirche die lebenspraktische Plausibilität von Glaube und Seelsorge erfahrbar machen.

Dem gegenüber stehen Schwierigkeiten, die hohe Anforderungen an die seelsorgerlich handelnden Personen stellen. Da ist das weitgehende Fehlen von Kirche als Gemeinschaft, wie sie viele unserer Gemeinden (noch) kennzeichnet; da ist eine starke Fixierung auf die oder den hauptamtlichen Seelsorger und damit die Gefahr der Kleinkalisierung (wovon die Pastoralreferenten nicht weniger betroffen sind als die geweihten Seelsorger). Kirchliche Sozialisation in der Weise, wie sie früher einmal selbstverständlich war und heute teilweise noch versucht wird, gelingt nur ausnahmsweise. Dagegen steht schon die sehr häufige räumliche Trennung von Dienst und Privatleben. Vielleicht ist in der Militärseelsorge schon früher als in der territorialen

Pastoral angekommen, dass „Gemeinde“ in der familienhaften Prägung der vergangenen Jahrzehnte ein Auslaufmodell ist. Um so mehr kommt es darauf an, im Alltag kleine Momente kirchlicher Praxis zu realisieren, in denen die Erfahrung von christlicher Spiritualität und die Begegnung mit gläubigen Christen möglich ist. Das setzt innere und äußere Freiheit (Joh 8,31b f.) derer voraus, die sich der Seelsorge unter einer Mehrzahl von Ungetauften stellen.

## Bei den Menschen sein

Als der frühere Essener Bischof Dr. Hubert Luthe († 2014) den Verfasser dieser Zeilen nach seinen Erfahrungen in der Militärseelsorge fragte, lautete die Antwort, das Wichtigste sei, bei den Menschen zu sein. Darauf der Bischof: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.“ Er erzählte dann ausführlich von der Seelsorge in Köln in den letzten Kriegsmonaten des Zweiten Weltkrieges, in denen einige mutige Seelsorger mit der leidenden Bevölkerung ausgehalten hatten<sup>6</sup>. Es scheint, dass in der Pastoral unter Ungetauften das Rad nicht neu erfunden werden muss. Von Jesus lernen, bei den Menschen zu bleiben – darauf kommt es an.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Stephen King, Das Monstrum.
- <sup>2</sup> Militärseelsorger sind katholische Militärpfarrer, evangelische Militärpfarrerinnen und -pfarrer sowie katholische Pastoralreferentinnen und -referenten. Der besseren Lesbarkeit halber wird im Text jeweils nur eine sprachliche Form verwendet, die stets beide Geschlechter und die unterschiedlichen Berufsgruppen einschließt.
- <sup>3</sup> Pfarrgemeinderat, Mitarbeiterkreis, Katholikenrat etc.
- <sup>4</sup> Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS)
- <sup>5</sup> Familienwochenenden, Werkwochen, Exerzitien etc.
- <sup>6</sup> M. Albert, R. Haas (Hrsg.): Bei den Menschen bleiben. Kölner Pfarrer und das Ende des Zweiten Weltkrieges. Sankt Ottilien, 2012.

Michael Meyer

# Mission – um Gottes Willen

Überlegungen zum Missionsverständnis 50  
Jahre nach dem Konzilsdekret Ad Gentes

In das Konzilsjubiläum des Jahres 2015 reiht sich auch die Verabschiedung des Missionsdekretes „Ad Gentes“ (AG) ein. Das Dokument, das am 07. Dezember 1965 als eines der letzten Konzilsdokumente verabschiedet wurde, erreichte mit nur fünf Gegenstimmen die höchste Zustimmung unter allen Konzilsdokumenten. „Ad Gentes“, d.h. „zur Völkerwelt gesandt“, bringt auch 50 Jahre nach Konzilsende Grundlinien eines weiterhin aktuellen Missionsverständnisses zur Sprache. Als leitende Perspektive steht dafür der Schlüsselsatz, der sich zu Beginn des Dekretes findet: „Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach ‚missionarisch‘ (d. h. als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters“ (AG 2). Das Konzilsdekret bestimmt das missionarische Geschehen von Gott selbst her. Das ist entscheidend. Die Initialzündung liegt bei Gott, denn der Ursprung der Mission ist weder eine kirchliche PR-Maßnahme noch eine Strategie zur Ausbreitung konfessioneller Hoheitsgebiete. Die christliche Mission gründet in der „missio Dei“, versteht sich als Teil der „Sendung Gottes“ in die Welt hinein; er ist ein suchender und aufsuchender Gott.

## Missionarische Initialzündung

Der dreifaltige Gott, der in sich lebendiger Austausch und Kommunikation ist, tritt in Beziehung zur Welt und zum Menschen. Die „kommunikative Selbstmitteilung Gottes“,

wie Karl Rahner das Beziehungsgeschehen Gottes zur Welt nennt, hat in Jesus Christus geschichtliche Gestalt gewonnen und wirkt durch die Präsenz des Heiligen Geistes in allen Völkern und Kulturen. Diese theologische Grundlegung der Mission ist in der Einschätzung des Fribourger Kirchenhistorikers und Missionswissenschaftlers Mariano Delgado der gelungenste Teil des Missionsdekretes, da sie nämlich an die Quelle jeglichen Missionsgeschehens zurückführt, das als dialogisches und kommunikatives Geschehen der Begegnung zwischen Gott und Mensch beschreibbar ist. Mission ist deshalb nicht Expansion, sondern Relation. Das Interesse am Unbekannten, am Fremden und am Außergewöhnlichen sind dazu Antriebskräfte. Die wirkliche Anteilnahme am Leben des Anderen ist eine missionarische Grundvoraussetzung. Der ehemalige Generalminister der Franziskaner und missio-Präsident Hermann Schalück sieht Mission deshalb als eine lebenslange Einübung in Dialog und Beziehungsfähigkeit an: „Der anderen Person ‚dialogisch‘ zu begegnen heißt doch, ihr ‚in Augenhöhe‘ zu begegnen, sie in ihrer Einsamkeit und der Sehnsucht nach sinnvoller Beziehung erlösen und befreien zu helfen. Es heißt weiter, die eigenen Grenzen anzuerkennen, sich vom Du bereichern zu lassen, gemeinsam Sinn und Werte zu schaffen, die allen und der gesamten Schöpfung zugutekommen.“ Dieses positive Interesse am Anderen gilt für Begegnungen, wo sich Menschen unterschiedlicher Kulturen treffen; das gilt aber auch für den interreligiösen Dialog. Gerade für das Zeitalter der Globalisierung ist der wichtige Punkt des missionarischen Dialogs zu nennen, der sich im Gespräch mit anderen Religionen und Weltanschauungen zu bewähren hat. Das Missionsdekret „Ad Gentes“ spricht (im Einklang mit dem Konzilsdokument „Nostra Aetate“ zum Verhältnis des Christentums zu anderen Weltreligionen) davon, dass „mit Freude und Ehrfurcht die Saatkörner des Wortes“ (AG 11) in anderen Kulturen und Religionen aufzuspüren sind. Diese Einschätzung verbietet jeglichen Fundamentalismus, erst

recht in der unheiligen Allianz von Gewalt und Krieg.

## Mission possible?

Die eigene Geschichte des Christentums lehrt diesbezüglich jedoch eine eigene Demut. Erst jüngst hat Papst Franziskus bei seinem Besuch in Lateinamerika bei dem zweiten Welttreffen mit den Vertretern der „Volksbewegungen“, der „Movimientos populares“, im bolivianischen Santa Cruz de la Sierra eindringlich um Vergebung der Vergehen an den indigenen Bevölkerungsgruppen gebeten, die während der christlichen Missionsgeschichte in Lateinamerika geschehen sind. Bis heute lastet eine historische Hypothek auf der Mission und stellt sie ganz und gar in Frage. Manche sehen Mission aufgrund der geschichtlichen Belastung gar als einen Fall für die Mottenkiste an. „Mission impossible“ also? Das Zweite Vatikanische Konzil weist in eine andere Richtung und differenziert klug: Zum einen unterscheidet das Konzil zwischen der Botschaft selbst und dem Zeugnis jener, die die Botschaft verkünden. Die Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ spricht von dem großen Abstand, der zwischen der von Kirche verkündeten Botschaft und der menschlichen „Armlosigkeit derer, denen das Evangelium anvertraut ist“ (Gaudium et Spes 43), liegt. Die oft vorgebrachte Kritik an der Mission, die mit gravierenden historischen Entgleisungen belegt wird, richtet sich so verstanden nicht an die Botschaft selbst, sondern an jene, die sie entstellt, verzerrt und instrumentalisiert haben. Zum anderen ist der in „Ad Gentes“ grundlegende Schlüsselsatz wegweisend, der den Auftrag zur Mission bestätigt: „Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach ‚missionarisch‘“ (AG 2). Kirche ist missionarisch – und zwar wesentlich. Also doch: „Mission possible“? Die im Konzilsdekret gelegte Einsicht heißt jedenfalls: Die Kirche *hat* keine Mission – als würde sie ihrem Tun noch etwas hinzufügen –, sondern sie *lebt* Mission aus der Sendung des

dreifaltigen Gottes heraus. Die Erneuerung des Zweiten Vatikanischen Konzils liegt nun darin, dass von nun an nicht mehr von den „Missionen“ (im Plural), sondern von der einen „Mission“ (im Singular) die Rede ist. Das Konzil beendet konsequenterweise die Etappe der sogenannten Missionskirchen in Übersee und entdeckt „Mission“ überall auf der Welt. Mission findet eben nicht nur im „Busch“ statt, wird nicht nur in fernen Ländern wie Angola, Belize, China und Papua gelebt, sondern ebenso vor der eigenen Haustür. Missionarische Situationen sind eben auch in Aachen, Bremen, Chemnitz oder Passau anzutreffen.

## Einladung, nicht Vorladung

So ist seit geraumer Zeit die Überzeugung gewachsen, dass das lange vermiedene und gelegentlich als peinlich erlebte Wort „Mission“ auch für die Glaubensverkündigung hierzulande von Bedeutung ist. Ein neu erwachtes missionarisches Bewusstsein ist in Deutschland auszumachen, das sich in vielen pastoralen Planungen und Suchbewegungen niederschlägt. Kaum ein Pastoralplan, der nicht von einer missionarischen Kirche spricht. Entscheidend ist dabei die Haltung. Nach Worten des Jesuiten und Pastoraltheologen Michael Sievernich ist der einladende Charakter der Mission zu beachten, denn der christliche Glaube ist „unabdingbar, aber unerzwingbar auf Akzeptanz und Respons“ ausgelegt. Die französischen Nachbarbischöfe haben bereits vor fast 20 Jahren einen Brief an die Katholiken ihres Landes verfasst, der mit „Proposer la foi dans la société actuelle“ („Den Glauben der heutigen Gesellschaft vorschlagen“) überschrieben ist. Mission ist Einladung, nicht Vorladung. Der dialogische Ansatz der Mission wird beispielhaft auch im Wort der Deutschen Bischöfe „Allen Völkern Sein Heil“ aus dem Jahr 2004 beschrieben: „Wir müssen durch unser Verständnis und in der Praxis deutlich machen, dass Mission eine werbende Einladung zur wahren Freiheit in Christus und zu einer

Begegnung ist, die das Fremde und Andere respektiert und den Dialog sucht.“ Wenn hier der einladende Charakter betont wird, so meint das jedoch im Umkehrschluss keine Nivellierung des eigenen Glaubens.

„Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen“ sagt Jesus (Lk 12,49). Damit ist kein Strohfeuer gemeint, sondern ein Feuer, das von innen her brennt und andere ansteckt, Wärme schenkt und Licht in Nachtzeit gibt. Das berührt die Substanz: Kirche „ist“ missionarisch, also „essentiell“, wesentlich. Es ist zu wenig, nur wohlmeinende Aktionen und Aktivitäten zu gestalten oder gut durchdachte Papers und missionarische Events zu organisieren. Viele Frauen und Männer, gerade die wachsaamen und die nachdenklichen, suchen einen neuen Zugang zum christlichen Glauben. Sie halten Ausschau nach Menschen, die vom Feuer Jesu entfacht sind. Der Zugang geschieht über Zeugen. Gefragt sind dafür „Burning People“, keine Funktionäre eines müde gewordenen Systems oder Schaulsteller eines (Kirchen-) Apparates. Hier ist die zukünftige missionarische Aufgabe in unseren Breiten zu sehen. Das Evangelium, die Botschaft des menschenfreundlichen Gottes, will sich verbreiten und braucht dafür Menschen, die diese Botschaft weiter-sagen. Menschen, die sich als Gesandte, als „Missionare“, fühlen, die nicht von irgendwem irgendwo hin geschickt sind, in einem ziellos umherirren, sondern die einladend und entschieden zugleich für die Botschaft des Evangeliums eintreten. Es klingt fast wie ein Paradoxon: Die Einladung für das Evangelium geht mit einer Entschiedenheit einher. Madeleine Delbrêl wird das Wortpaar „Mission oder Demission“ zugeschrieben. Die französische „Mystikerin der Straße“ stellt damit eine zentrale und provozierende Entscheidungslinie auf. Sie berührt das „Eingemachte“, das Wesentliche: Die Mission steht im Horizont der Gottesfrage und setzt in der Tiefe an. „Mission“ heißt Zeugnis geben vom lebendigen Gott oder eben - mit Delbrêl gesprochen - „Demission“, also Abtreten und Einpacken.

Madeleine Delbr el spricht vom Feuer der Gottesleidenschaft und der Passion für das Evangelium. Die Kunst des missionarischen Handelns wird darin bestehen, von Herzen zum Glauben einzuladen, dabei aber nicht zu unterschlagen, dass es um Gottes Willen um Heil und Unheil, um die Zukunft der Welt und der Menschheit geht. Die Frage nach dem Ganzen, der Existenz des Menschen und der Welt steht auf dem Spiel.

## Von Tag zu Tag, von der Nacht in den Morgen

„Verkündet Gottes Heil von Tag zu Tag“ (Ps 96,2) heißt es im Alten Testament. Mit diesem Motto des Psalms wurde im Oktober, der weltweit als Monat der Weltmission begangen wird, die Verabschiedung von „Ad Gentes“ mit vielen Initiativen und Begegnungen auf allen Kontinenten gefeiert. Das päpstliche Missionswerk *missio* blickte dabei exemplarisch auf die Kirche in Tansania und lud Christen hier wie dort ein, darüber nachzudenken, was es bedeutet, Gottes Heil zu verkünden. Was heißt es, sein „Heil“ zu erfahren? Konkret, in meinem Lebensumfeld? Dort in der Kultur Ostafrikas und hier in Westeuropa? Eine Antwort lautet: Gottes Heil von Tag zu Tag zu verkünden heißt, den Tag in seiner ganzen Länge zu durchmessen, auch in den dunklen Stunden, in der Nacht. Gottes Heil, die „*missio Dei*“, fortzuschreiben bedeutet, an all den vielen Orten der Erde, wo das von Gott geschaffene Leben gefährdet und bedroht ist, – wo „Nachtzeit“ ist – , Gottes Lebenswillen aufzurichten. Gott offenbart sich als ein mitf uhrender Gott: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid“ (Ex 3,7). Und ein zentrale Stelle des Evangeliums heißt: „Mich erbarmt des Volkes“ (Mk 6,34). Die „Compassion“ Gottes, die „Mitleidenschaft“ für die Welt, ist der zentrale Punkt der biblischen Gottesoffenbarung, die für das missionarische Geschehen nicht folgenlos ist. Die christliche Mission ist

Dienst am Leben, weil Gott ein „Freund des Lebens“ ist (vgl. Weish 11,24). Mission steht im Kontext von Aufbruch und Sendung, im Kontext von Verantwortung und Handeln. Mission, die „*missio Dei*“, versteht sich als Sendung mitten in die Welt und lässt sich wie Moses am Dornbusch von Gott berühren, weil Gott selbst von der Not der Menschen berührt ist. Gott, der das Leid seines Volkes kennt, ruft Menschen in seinen Dienst, damit sie seinen Heilswillen für die Welt leben und verkünden. Das Konzilsdekret „Ad Gentes“ spricht von einem „lebendigem Verantwortungsbewusstsein“ aller Getauften der Welt, die „ihre Kräfte für das Werk der Evangelisierung einsetzen“ (AG 36).

## Mission im Herzen der Menschheit

Eine missionarische Kirche wird sich also nicht um sich selbst drehen („Selbstbezüglichkeit“ oder „Autoreferentialit t“), sondern sie ist aufgerufen, dorthin zu gehen, wo die neuen Geschichten und Paradigmen der Menschheit sind. Die missionarische Tätigkeit ist dabei weit gefasst:  ber das Lebenszeugnis des einzelnen oder die Verkündigung gehören auch der Einsatz im Bildungs- und Gesundheitswesen, das caritative Engagement sowie die Kontinente übergreifende Entwicklungszusammenarbeit dazu. Gerade für Papst Franziskus ist diese missionarische Wesensbestimmung der Kirche elementar. Im Apostolischen Schreiben „*Evangelii Gaudium*“  ber die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute spricht er vom „Leuchtfeuer der Evangelisierung“ (vgl. EG 112), das zu entfachen ist: „Die Mission im Herzen des Volkes ist nicht ein Teil meines Lebens oder ein Schmuck, den ich auch wegnehmen kann; sie ist kein Anhang oder ein zusätzlicher Belang des Lebens. Sie ist etwas, das ich nicht aus meinem Sein ausreißen kann, außer ich will mich zerstören. *Ich bin eine Mission* auf dieser Erde, und ihretwegen bin ich auf dieser Welt. Man muss erkennen, dass man selber ‚gebrandmarkt‘

ist für diese Mission, Licht zu bringen, zu segnen, zu beleben, aufzurichten, zu heilen, zu befreien" (EG 273). Eine „Kirche der Mission" wird sich so nicht hinter Kirchenmauern verstecken, sondern achtsam das Evangelium in Tat und Wort leben und verkünden, besonders aber mit Blick auf die Armen und Entrechteten. „Gott selbst ist es, der im Notruf der Mitmenschen und in den Zeichen der Zeit an die Türen unserer Kirchen, unserer Gemeinden und unserer Herzen klopft und uns auf den Weg schickt, damit wir seine Mission in dieser Welt nicht verschlafen." - schreibt Bischof Franz Kamphaus. Das Jubiläum des Konzilsdekretes „Ad Gentes" bietet eine gute Möglichkeit den Anruf Gottes nicht zu verschlafen. Die „missio Dei" ist längst nicht abgeschlossen. In der Sprache des Konzils heißt das: „Die Kirche ist von Christus gesandt, die Liebe Gottes allen Menschen und Völkern zu verkünden und mitzuteilen; sie ist sich bewusst, daß noch eine ungeheure missionarische Aufgabe vor ihr liegt" (AG 10).

Willi Oberheiden

## Wider die Vernunft

*„Es ist möglich, mein Kind ... daß einen jemand schlägt ... und daß es doch gar nicht weh tut ..."*

(Julie, Ende Siebentes Bild, Franz Molnár, Liliom)

wider die Vernunft

Was nicht vernünftig ist!

träumen

lieben

folgen

hingeben

aufgeben

schwermuten

ohnmächten

Im Träumen entsteht die wirkliche Wirklichkeit. Jegliche Realität geht an dieser vorbei. Die Kraft der erträumten wirklichen Wirklichkeit ist jeder anderen Wirklichkeit überlegen. Träumend erheben wir uns in die Lüfte und wachsen. Träumend schaffen wir die Welt, als eine der vielen Welten aller. Die je eigene Welt erfüllt.

Vielleicht ist keine Hinwendung zum Anderen inniger als die Liebe. Die Vernunft ist die Mörderin der Liebe. Das „Warum?" nimmt ihr den Grund. Ist sie doch selber grundlos. Liebe erschafft eine Beziehungswirklichkeit, die sich gegen Realität sträubt. Ein Teil bleibt immer im Verborgenen, im Fremden, in der Nacht. Ohne diesen Teil keine Liebe.

Folgen ohne Prüfung, ohne Absicherung, ohne doppelten Boden. Folgen ohne insgeheim die Führung zu übernehmen, das Ziel zu bestimmen. Folgen auf das Risiko

hin zu fallen, abzustürzen, sich zu verlie-  
ren. Folgen und frei sein. Folgen und jeden  
Schritt, jeden Weg, auch den Abgrund, als  
geschenkt nehmen.

Hingabe ist immer sogleich Ganzhingabe.  
Ich gebe nicht etwas. Ich gebe mich ganz.  
Vielleicht ist das die einzig angemessene  
Antwort auf das Leben. Was mir ganz und  
bedingungslos geschenkt ist, gebe ich ganz  
und bedingungslos hin. So wächst Liebe in  
mir. Ganzhingabe ist vielleicht der Dank für  
Ganzhinnahme.

Widerstehe dem Bösen nicht! Gib auf! Gib  
alles auf! Die Waffen nieder! Alle Waffen  
nieder! In der Aufgabe wird eine neue Art  
von Beziehung geboren. Beziehung nicht von  
„ziehen“, sondern von „beziehen“. Meine Auf-  
gabe lädt ein, mein Haus zu beziehen, wenn  
ich meine Angst vor Eroberung aufgebe.

Schwermute ich meine Tage, bin ich mu-  
tig im Schweren. Aus der Ferne zieht der  
Abgrund. Im Näherkommen verliert der  
Abgrund seinen Sog, seine Abgründigkeit.  
Schwermute ich, gebe ich der wirklichen  
Wirklichkeit Würde.

Vielleicht ist das Ohnmächten der ange-  
messene Vollzug des reifen Lebens. Am Be-  
ginn des reifen Lebens steht die Aufgabe  
der Illusion der Macht. Ich mache nicht.  
Ich ohnmache. Vielleicht besser: Ich werde  
geohnmachtet. Der nächste Schritt führt  
zum vollendeten Leben.

Was vernünftig ist! (neue Vernunft) –  
unvollständig

Musik im Kopf  
Unvernünftiges tun  
langsam gehen, denken, handeln  
weinen  
nichts (so was wie: nichts  
tun)

Indifferenz: „Heute hier, morgen dort. Bin  
kaum da, muss ich fort. Hab mich niemals

deswegen beklagt. ...“ Wie lange dauert  
der Moment von Bindung zu Indifferenz,  
zu Freiheit. Dem Trauern folgt das Trauen.  
Dem Trauern um das Vergangene folgt das  
Trauen dem Neuen. Das Trauern hat keine  
Zeit, es ist ein Akt. Ebenso das Trauen. In  
der Annäherung werden Trauern und Trau-  
en zu einem Akt. Vielleicht umgreift das  
Vertrauen beides, das Alte und das Neue, je  
zu seiner Zeit. Die Betrachtung ist geprägt  
durch den Moment. Verlasse ich den Mo-  
ment, werde ich frei im Vertrauen in Altes  
und Neues, in Vergangenes und Zukünfti-  
ges. Jetzt ist. Alles andere ist zu seiner Zeit.  
Alles Vergangene und Zukünftige macht  
unfrei, wenn es das Jetzt hindert zur gan-  
zen Fülle. Jetzt ist.

*(Völs am Schlern, Sommer 2015)*

# Literaturdienst

**Jean Pierre Wils: Kunst. Religion. Versuch über ein prekäres Verhältnis, Tübingen 2014, 270 S.**

Dieser große Essay J. P. Wils', Nijmegener Professor für Philosophie (des Politischen und der Kultur), vermisst den Grenzverlauf zwischen Kunst und Religion in den gegenwärtigen Verhältnissen. In den westlichen Gesellschaften hat die Religion einen eklatanten Bedeutungsverlust erlitten, und zu fragen ist, ob die Kunst ihrerseits den Charakter einer Ersatzreligion angenommen hat, wenn sie etwa als Sinnspenderin fungieren soll. Ist sie zur Bestreiterin von Religion oder ihre Erbin geworden? Oder ist das Verhältnis, das nach Wils gewiss auch Züge einer Erbschaft hat, dann doch anders zu benennen?

Wils vermisst beider Nähen und Abstände, Differenzen und Berührungen behutsam, genau, auf der Höhe philosophischer, kulturwissenschaftlicher und literarischer Reflexionen zur Frage. Maßgeblich und leitend für seine Grenzbegehungen ist die Frage nach „Verletzungen“ und „Verheilungen“. Darin sind Kunst und Religion nicht nur genetisch eng verbunden, sondern auch gegenwärtig immer noch aufeinander bezogen.“ Vermutlich ist die hier postulierte Nähe zwischen Kunst und Religion keineswegs neu oder gar das Ergebnis einer erst zeitgenössischen kulturellen Verschiebung. Sie reicht vielmehr in die Anfänge der Menschheit. Handfest und einschneidend waren die Verletzungen, die Menschen zugefügt wurden. Kunst und Religion können deshalb als früheste Rebellionen gegen das Schicksal betrachtet werden. Ihr Einsatz war nichts weniger als die Suche nach Verheilungen. Es bestand ein therapeutisches Band zwischen beiden, das bis in die Gegenwart reicht. Es gab Zeiten, da war Kunst vor allem Therapie und Religion eine unmittelbare Überlebensnotwendigkeit. Die Zeiten sind vorbei. Aber nicht ganz“ (10).

Damit ist der „Ton“ angeschlagen, in dem dieser Essay die Problematik „durchspielt“.

Wils ist als Spurensucher mikrologisch genau; als Landvermesser hat er zugleich einen Blick fürs weite Gelände und seine Morphologie. Er vermisst weite „Räume“ des Lebens, wenn in einem der sieben, je auch für sich lesbaren Teile dieses Essays *die Frage nach dem Sinn unseres Lebens* bearbeitet wird mit Blick auf die Kunst: Und was hat die Kunst damit zu tun? oder in einem anderen Die Suche nach Verheilung nachvollzogen oder eine Analyse von Blasphemie (*Religion als Nervensache - Anmerkungen über Blasphemie und Kunst*) unternommen wird. Die gräbt kultur- und zivilisationsgeschichtlich tief, um m. E. Erhellendes zur im wahrsten Sinn des Wortes brandaktuellen Problematik zu Tage zu fördern.

Was diese Essays antreibt, ist ein existentieller Ernst. Es geht um etwas; nicht um ein gescheites Buch, das es zweifellos ist, nicht um geschliffenen Stil, der immer wieder zu dichten frischen Formulierungen findet; worum es Wils geht, ist die Eruierung der kulturellen Gestaltungen des Lebens, das würdig zu nennen ist. Zu wohl größeren Bereichen der Gegenwartskunst, die, heillos in den Kunstbetrieb und seine Betriebsamkeit verstrickt, in der Routine avantgardistischer Tabubrüche nicht selten völlig belanglos und langweilig geworden ist, unterhält der Autor ein durchaus kritisches Verhältnis. Auch einer Postmoderne, die sich in selbstreferentiellen Schleifen zu verlieren droht, geht der Ernst ab, um den es Wils geht. Aber auch zur Religion, die in concreto oft das Christentum meint, steht er, der studierte Theologe, kritisch. „Die Sprache des sogenannten ‚Glaubens‘“, so zitiert er zustimmend Hugo von Hoffmannsthal, „ist einem völlig fremd geworden, ja zuwider.“ Und manche „Dispute kommen“ Wils „vor wie künstliche Aufgeregtheiten im Raritätenkabinett der Geistesgeschichte“, wie „Orthodoxie-Dispute mit Nostalgiewert“ (24). Er bekennt: „Ich habe es versucht, ein Christ zu sein, und es ist mir nicht gelungen.“ Doch in diesem Essay regiert kein Ressentiment, im Gegenteil.“ Mir fällt es unendlich schwer, das Gegenteil zu behaupten und gleichzeitig den Wahrheitsanspruch des Christentums ad acta zu legen“ (23). Wils ist keiner der „Gebildeten unter den Verächtern der Religion“ (Schleiermacher), sondern, selber religiös unmusikalisch geworden (?), jedenfalls im Jenseits



des bekennnishaft verfassten Christentums angekommen, weiß er wie J. Habermas sehr klar um die Bedeutsamkeit von Religion für das Gemeinwesen. „Wenn die Kultur die Erbschaft der Religion nur noch verschleudert, werden ihr auf Dauer wichtige Ressourcen – auch für die politische Domäne unserer Existenz – fehlen“ (21). Das Kapitel „*Reale Gegenwart – Epiphanie*“ könnte für Theologen als Einstiegskapitel dienen. In zentralen Passagen lässt es sich lesen als Einweisung in den Umgang mit heiligen Texten. Das Schlusskapitel problematisiert den gegenwärtigen Umgang mit unseren Toten. „Das Verhältnis zu unseren Toten ist eigenartig kalt geworden. Wir haben uns gleichsam von der Todeskälte anstecken lassen“ (227). Statt dass das Gespräch mit den Toten eingeübt und gepflegt würde, triumphiere „momentan eher ihre Entsorgung und ihre postmortale Verwertung und Wiederverwendung, die teilweise regelrechte Pietätlosigkeiten“ provozierten. Auch die so populär gewordene Einäscherung sei dem Verdacht ausgesetzt, eine Methode zum beschleunigten Verschwindenlassen der Toten zu sein. Im Ganzen liegt in diesem Kapitel eine eindringliche Studie zum Umgang mit den Toten vor. „Wir benötigen ihre Präsenz.“ Und die hänge davon wesentlich ab, „ob wir sie in unseren Kunstwerken, in unseren ästhetischen Formen und Inszenierungen zum Sprechen bringen. Jedenfalls brauchen wir Bilder und eine Sprache, die der Kunst ganz nahe ist“ (259). Dass Wils gerade in diesem Zusammenhang allerdings die kirchliche Trauer- und Begräbniskultur nicht würdigt, die m. E. wie nichts sonst der Entsorgung der Toten und der Trivialisierung des Sterbens widersteht, mutet dann doch verwunderlich, ja befangen an.

Wie ein Kurt Flasch, Herbert Schnädelbach oder Christoph Türcke gehört Jean Pierre Wils zu denen, die der Salzburger systematische Theologe Gregor M. Hoff Vertreter eines „nachdenklichen Atheismus“ nennt (, auch wenn Wils sich nicht selber Atheist nennt). Es sind diese Denker, die m. E. die größte Aufmerksamkeit von Kirche und Theologie verdienen und ernst zu nehmen sind. Ihre instruierte, nicht selten auch inspirierte Kritik lässt Manches deutlicher sehen als ein Blick von Innen.

Bevor Kirche „in Sachen“ Organspende und Begräbniskultur zu kompromissbereit gegenüber Gegenwartsbedürfnissen wird, sollte – gerade weil jenseits jeden Verdachts von Integralismus und Traditionalismus – das einschlägige Kapitel dieses Essays gelesen werden. Passagen dieses Essays könnten geradezu einfließen in eine „Fundamentalhomiletik“, wenn diese sich denn nicht nur als Handwerk und Predigttechnik missverstehet. Ja, Auszüge könnten geradezu Texte für Exerzitien abgeben, wenn deren Ziel denn eine Besinnung aufs Sprechen vom und Handeln in Hinblick auf das Mysterium wäre. Wenn eine solche Meditation dann christlich in ein Gebet mündete, würde Wils es vielleicht nicht mehr mitsprechen. Aber das religiöse Sprechen wäre seinerseits vielleicht so geläutert, dass sich solche christliche Rezeption mit dem „postchristlichen“ Autor im Widerstand gegen die Trivialisierung des Lebens wiederfände.

Einer christlichen „Verwertung“ dieses Essays sei damit aber weder das Wort geredet, noch sei auf solche Weise leichtfertig seine Kritik unterlaufen. Respekt davor gelingt vielleicht am besten durch kritische Nachfragen: eine methodische und eine politische. Bei einigem Verständnis für allergische Reaktionen gegenüber einer religiösen Sprache, die in der Tat flugs zum Jargon werden kann und dies viel zu oft wird, bleibt zu fragen, warum in einem Essay über Religion praktisch Stimmen im Originalton dieser so gut wie ganz ausfallen. Das kann befremden. Und gerade wegen der existenziellen Motive dieses Essays, die doch Ethisch-Praktisches implizieren, drängt sich die Frage auf: Wer sind die Subjekte, welches sind die Institutionen, die eine Gemeinwesen prägende Kraft zugunsten eines Sinns für „reale Gegenwart“ entfalten könnten, wenn auch die Stimmen der Kunst allzu kulturbetriebsam und so unhörbar geworden sind, ganz abgesehen von ihrer elitären Selbststilisierung? Produziert diese so bedenkenswerte Kritik unserer Kultur und von Religion dann nicht doch einen Subtext, in dem von einer utopischen Versöhnung von Kult und Kultur, Kunst und Religion geschrieben ist?

Paul Petzel

## Kairós

Der von Gott geschenkte Inhalt, nicht die Uhr oder die Jahreszeit macht Zeit zu einer Zeit der Gnade. *In illo tempore, in jener Zeit* geschieht Gnade, so verkündigt uns das Evangelium so oft, dass wir es zu überhören in Gefahr sind. Das Großartige der Liturgie besteht in dem Glauben, dass in der kirchlichen Feier die Zeit der Gnade sakramental gegenwärtig gesetzt wird. Mit besonderem Nachdruck wird in diesem Sinn die kultische Gegenwart zu Beginn der Fastenzeit angekündigt.

Damit werden wir allerdings noch dringlicher gemahnt, diese Zeit nicht leer vorbeigehen zu lassen und namentlich den österlichen *kairós* als Mitte und Höhepunkt des Kirchenjahres wahrzunehmen. Mit dem schönen Wort der Benediktsregel: Wir sollen „in der Freude und Sehnsucht des Geistes das heilige Pascha erwarten“ (RB 49,7).

aus: Corona Bamberg,  
schauen. gesichter der gnade.  
St. Ottilien 2013, S. 26.

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E